Carl Bernhard

König Christiern der Zweite

und seine Zeit.

Deutsch von

K. L. Kannegießer.

Zweiter Band.



Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

König Christiern der Zweite

und seine Zeit.

Inhalt.

Ein Herz.

In einem geräumigen Zimmer einer der Hauptstraßen von Kopenhagen saßen zwei Damen, beide beschäftigt, aber auf verschiedene Weise; nämlich die kluge Frau Anna Arvidstochter, eine Schwester des mannhaften Ritters Thorbjörn Arvidson, der Befehlshaber auf Gurreschloß gewesen war vor Oluf Daa. Sie war die Gattin des Herrn Jochum Griis auf Holme, der vor Zeiten im Auftrag des Königs fremde Länder bereist hatte, und Mutter der holden Adelgunde oder Gundel, wie die Mutter sie nannte. Letztere saß an einem kleinen Tisch in demselben Gemach, beschäftigt mit einer Handarbeit, aber noch mehr beschäftigt mit ihren eigenen Gedanken, welche oft die Ursache waren, daß sie die fleißigen Hände in den Schooß legte, während sie vor sich hin starrte, als ob sie verborgene Dinge auf den getäfelten Steinfliesen des Bodens lesen könnte. Die kluge Frau Anna Arvidstochter, wie sie gewöhnlich genannt wurde, saß an einem großen Tische, der mit Papieren und sonderbaren Zeichnungen bedeckt war. Ihr Eheherr hatte nicht Unrecht, wenn er im Scherz sagte, daß sie in vielen Dingen

thöricht für die Erde, in vielen dagegen klug für den Himmel sei, denn in der Astronomie und den angränzenden Wissenschaften war sie vollkommen zu Hause, während sie oft nicht wußte, was in ihrer unmittelbaren Nähe vorging. Ihr Eifer für die Wissenschaften hatte sie noch mehr als der Wunsch ihrer Tochter aus Schonen nach der Hauptstadt gezogen und sie freute sich recht auf die Fortschritte, welche sie unter der Leitung der ausgezeichneten Männer machen würde, welche sich hier in mehreren Zweigen des Wissens fanden, und hatte sich vorgenommen, das Jahr, das ihr zu Gebote stand, in der Trennung von ihrem Eheherrn nach Herzenslust zum Studiren anzuwenden. Es war deswegen nicht zu verwundern, wenn sie sich nur wenig um ihre Tochter kümmerte, und dieses junge Mädchen war ungeachtet der steten Nähe ihrer Mutter mehr sich selbst überlassen, als junge Mädchen zu jener Zeit zu sein pflegten.

Man hatte lange keinen andern Laut im Gemache gehört als das leise Kritzeln der Feder auf dem Papiere, als Frau Anna plötzlich den Kopf von ihrem Arbeitstische erhob und das Schweigen brach, indem sie mit einer Stimme, die durch ihre Trockenheit verrieth, daß sie lange geruht habe, sagte: „Was sagst Du, Gundel?"

Das junge Mädchen fuhr zusammen, ward feuerroth und antwortete: „Ich, liebe Mutter? Ich sagte ja nicht ein Wort." Und als Frau Anna die Feder wieder ergreifen und ihre Berechnungen fortsetzen wollte, fügte sie hinzu: „Ja, ich sagte freilich, es sei sonderbar, daß wir von Herrn Klaus Daa all die Tage her nichts gesehen noch gehört hätten. Nun ist es doch schon der zehnte Tag, daß wir hier

sind. Es ist aber schon lange her, daß ich das sagte, und da ich glaubte, daß Du nicht hörtest, wollte ich Dich nicht stören. Scheint es Dir nicht auch, daß es zum Verwundern ist?"

— „Du bist ein gutes Kind, Gundel. Klaus Daa, sagst Du? Ja, da hast Du Recht. Aber warte einmal, was war es doch, das wir von ihm hörten? Ja, jetzt erinnere ich mich. Ritter Niels Henningson erzählte ja kürzlich von ihm. Aber es war nichts Tröstliches, was wir von ihm hörten, wenn mir recht ist."

— „O, der alte Ritter Niels ist ein recht abscheulicher Unhold," sagte die holde Adelgunde, indem die Erbitterung ihre Wangen röthete. „Er ist ein recht boshafter, alter Mann, ein unerträglicher, alter Schwätzer, der seine größte Freude daran findet, Leute zu verläumden."

— „Still, still, Kind! Ritter Niels ist ein Freund Deines Vaters und es ist hübsch von ihm, daß er uns gleich aufgesucht hat, so wie wir hier ankamen. So mußt Du nicht von einem Freund Deines Vaters sprechen."

— „Er hat wohl nichts weiter zu thun, als von einem Hause ins andere mit schlimmen Gerüchten zu laufen," antwortete Adelgunde mit Bitterkeit. „Unsertwegen mag er auch schwerlich gekommen sein und meinetwegen braucht er sich nicht öfter hierher zu bemühen."

— „Ich kann nicht glauben, daß auch nur ein Wort wahr ist von Allem, was er sagte," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort. „Es sieht dem Klaus Daa gar nicht ähnlich, sich so aufzuführen und an Schlägereien Theil zu nehmen. Auch ist Ritter Niels gar nicht im Stande, Klaus

Daa zu beurtheilen. Man sieht es ihm gleich an seinen narrenmäßigen, altmodischen Glockenärmeln an, daß er nichts Anderes als Schlechtes von jungen Menschen sprechen wird. Was er erzählte, sieht dem Klaus Daa gar nicht ähnlich."

— „Das ist schwer zu sagen, mein liebes Kind. Wir kennen ihn ja so wenig. Ich glaube, daß ich in meinem ganzen Leben nicht zehn Mal mit ihm gesprochen habe. Dein und sein Vater haben nie mit einander auskommen können und wäre es nicht Herrn Ivar Bjelkes wegen gewesen, der ihn kurz nach der Abreise Deines Vaters ins Ausland zu uns führte, würde ich ihn gewiß nicht aufgenommen und ihn nicht vor meinen Augen gesehen haben."

Die Tochter antwortete nicht, seufzte aber tief auf bei dem Gedanken an diesen Zwist der Väter. Sie theilte keineswegs die Meinung ihrer Mutter; sie glaubte Klaus Daa genau zu kennen, sie hatte wohl hundert Mal mit ihm gesprochen und ihn ihretwegen, nicht Ivar Bjelkes wegen empfangen. Frau Anna ergriff wieder die Feder und war bald in ihre Schreibereien vertieft, während Gundel eine feine Masche in die andere klöppelte und ihren Gedanken freien Lauf gab. Sie stellte in ihrem stillen Sinn mancherlei Betrachtungen an über das üble Gerücht in Betreff des Klaus Daa, das vermöge der dienstbeflissenen Plauderei des alten Ritters Niels Henningson auch ihr zu Ohren gekommen war, und suchte eine oder andere Beschönigung aufzufinden, um das, was in der Erzählung als eine bloße Schlägerei erschien, in eine edle That zu verwandeln. Und es glückte ihr zum Theil, so daß ein Lächeln allmählig die Stelle des schwermüthigen Ernstes einnahm, der ihrem Gesicht die

gewöhnliche frohe und, zutrauliche Miene geraubt hatte. Sie erhob den Kopf, schüttelte die langen, blonden Locken aus dem Gesicht, warf einen dankbaren Blick aus dem Fenster in die klare, blaue Luft empor, deren reine Farbe sich in ihren Augen spiegelte, und die Klöppel bewegten sich ein Mal, nachdem sie den frohen Gedanken verfolgt hatte, so hurtig, daß dem unwahren Gerücht eine verborgene, edle Handlung zu Grunde liegen mußte.

Aber die Zeit ward ihr nichts desto weniger lang. Frau Anna Arvidstochter studirte eifrig in ihren astronomischen Tabellen und als sie sich müde studirt hatte, stand sie auf und ging weg, um bei einer ihrer Freundinnen aus alten Zeiten einen Besuch abzustatten, lauter achtbaren Rittersfrauen, mit welchen sie wieder Verbindungen anzuknüpfen wünschte, am meisten ihrer Tochter wegen, damit Gundel einen passenden Umgang habe. Es fiel der klugen Frau nicht ein, daß Gleich und Gleich sich am liebsten gesellt und daß ihre Tochter sich nach einer Gesellschaft von ihrem Alter sehne. Adelgunde blieb bei ihrer Arbeit sitzen.

Aber als eine Stunde nach der anderen verfloß, ohne daß der längst Erwartete sich eingefunden hatte, und da ihre Magd endlich nach Hause kam und ihr einige verwirrte und unverständliche Nachrichten mitbrachte, welche sie von Klaus Daas Burschen Mogens erfahren haben wollte, dem sie auf der Straße begegnet war, theils über die Schlägerei vor dem Osthore, theils über den schwedischen Gesandten und über Klaus Daas Besuch am vorigen Abend bei Madame Sigbrit, ward Gundel ungeduldig und klagte ihn jetzt eben so eifrig in ihrem Herzen an, wie sie ihn kurz vorher

vertheidigt hatte, und mit eben so vielem Glück. Und als sie mehrmals die Magd ausgefragt hatte und zuletzt zu der Überzeugung gekommen war, der alte, geschwätzige Ritter Niels Henningson habe doch wohl Recht mit seiner Behauptung, die ganze Geschichte betreffe ein Mädchen, schickte sie die Magd fort, stützte mißmuthig das Kinn mit der Hand und überließ sich noch schwermüthigeren Betrachtungen. Und was war der Gegenstand derselben? War es wohl die Frage, ob es möglich sei, daß Klaus Daa eine Andere liebe? Ob die Schlechtigkeit der Welt so weit gehen, ob es eine solche Doppelzüngigkeit geben könne, daß man Alles das sage, was sein Mund ausgesprochen, und besonders, was seine Augen und sein ganzes Benehmen an jenen unvergeßlichen Abenden verrathen hätten, die sie in Schonen in diesem Frühjahr zubrachten, und doch zugleich eine Andere in Herzen und Gedanken haben könne? — Nein, das war nicht die Frage, welche Gundel in dieser Stunde beschäftigte. Sie erforschte ihr eigenes Herz, sie untersuchte ihre eigenen Gefühle, sie legte sich die Frage vor, ob sie sich von dem äußeren, blendenden Schein habe bethören lassen und ein unedles Erz für ächtes Gold angesehen habe, ob sie der Gegenstand der flüchtigen Aufmerksamkeit eines leichtsinnigen Jünglings und nichts weiter gewesen sei, ohne zu ahnen, daß sie diese mit jedem glatten Gesichte theile, das ihm auf seinem Wege begegne; ob sie, ohne sich davon Rechenschaft abzulegen, ihr Herz an Klaus Daa schon verschenkt habe, ohne zu wissen, ob er es verdiene? — Und sie erschrak beinahe über diese Untersuchung, denn wie konnte es wohl anders sein, als daß eine eiskalte Hand ihr warmes Herz zu berühren schien

bei dem Gedanken, daß das Gerücht möglicher Weise die Wahrheit gesprochen habe?

Ein Schlag des Thürhammers unterbrach ihre Betrachtungen, hurtige Schritte erschollen auf der Treppe und Adelgunde hatte kaum Zeit, mit der Hand über die Augen zu fahren, um die Spuren ihres Sinnens zu vertilgen, als die Thür sich öffnete und Klaus Daa vor ihr stand, vor Freude erröthend, sie allein zu treffen. Nachdem er sich nach dem Befinden der Damen nach der Reise und wie es ihnen in der Hauptstadt gefiele, erkundigt hatte, bat er um Erlaubniß, Frau Annas Rückkunft zu erwarten, um auch sie zu begrüßen. So weit war Alles gut gegangen, aber nun gerieth das Gespräch ins Stocken, denn sie hatten sich gegenseitig auf einem forschenden Blicke betroffen, welcher Mißtrauen verrieth, und diese Entdeckung machte Beide verlegen. Sie fühlten Beide, daß es nicht möglich war, von etwas Anderem zu reden als von dem Gerüchte, das Keines von ihnen zu läugnen wagte und das ihre Gedanken so sehr beschäftigt hatte.

Das junge Mädchen faßte sich zuerst, und mit der ihrem Geschlecht eigenthümlichen Leichtigkeit, die sich nie deutlicher zeigt als bei dergleichen Verwickelungen, sagte sie: „Nun, das lobe ich, Herr Klaus Daa, daß Ihr endlich daran gedacht habt, uns zu besuchen; meine Mutter sowohl wie ich sind neugierig gewesen, Euch zu sehen, da so viele Gerüchte von Euch umgehen, daß Ihr halb erschlagen seid."

Nun ist es gesagt, dachte Gundel bei sich selbst. Lieber früher als später. Aber sie war nicht im Stande, Klaus

Daa bei diesen Worten anzusehen, und beschäftigte sich eifrig mit ihrer Handarbeit.

— „Also war meine Vermuthung richtig und diese schamlosen Gerüchte sind auch zu Euch gekommen,“ sagte Klaus Daa. „Ich zweifelte nicht daran. Glaubt mir, das ist die härteste Strafe für meine Unbesonnenheit, denn unbesonnen bin ich freilich gewesen. Eure gute Meinung ist mir theurer als alles Andere in der Welt und kein Gedanke hat mich so gepeinigt wie der, daß Ihr übel von mir denken könntet.“

Gundel bereute es, sich auf diesen Gegenstand eingelassen zu haben; sie ward feuerroth und antwortete rasch: „Ich habe gar nichts Übles gedacht — — — ich habe gar nichts gehört, nicht das Mindeste — — was — — —“

— „Verzeiht mir, Gundel, aber Eure Wangen und Augen widersprechen Euren Worten. Ohne Zweifel habt Ihr ungünstig von mir sprechen hören, davon bin ich nur zu sehr überzeugt. Ihr schweigt? Laßt mich sagen, was Ihr gehört habt. Daß ich ein friedliches Haus wie ein Straßenräuber bei Nacht überfallen, daß ich einen armen Dienstboten, der den Eingang vertheidigen wollte, mißhandelt und selber eine häßliche und entehrende Schramme aus dem Kampfe davongetragen habe und daß Alles dies eines jungen Mädchens wegen geschehen ist. Nicht wahr, das hat man Euch gesagt?“

Gundel schwieg und sah vor sich nieder. Ihre Brust konnte kaum alle die Gefühle fassen, welche auf sie einstürmten.

— „Lüge und Wahrheit reichen einander die Hand in

dieser Welt. Wollt Ihr mein Abenteuer hören, so wie es sich ereignet hat? Ich gebe Euch mein Wort, daß ich nicht das Mindeste verfälschen will — — —"

— „Ihr braucht mir nichts zu erzählen," unterbrach ihn Gundel, indem sie hastig ihre klaren, blauen Augen auf ihn heftete. Ihr Vertrauen war plötzlich in seiner ganzen Stärke zurückgekehrt. „Ich zweifle nicht daran, daß Ihr ritterlich handeltet und daß das Gerücht gelogen hat. Erzählt mir nichts davon."

— „Ich danke Euch von ganzem Herzen für Eure gute Meinung," sagte Klaus Daa nicht ohne Bewegung. „Glaubt mir, ich erkenne Euer Vertrauen und ich werde mich stets bestreben, es zu verdienen. Ihr sollt es keinem Unwürdigen geschenkt haben."

Gundel schlug die Augen nieder, ihre Lippen zitterten, ihre Brust bewegte sich heftig. Klaus Daa fühlte das Übergewicht, das er in diesem Augenblick hatte, und war edel genug, es sich nicht zu Nutze zu machen. Indem er den Ton veränderte, sagte er mit Lebhaftigkeit: „Aber die Ritterthat, die Ihr mir zutrauet, die hatte ich keine Gelegenheit auszuführen und die Heldenlieder würden nicht bereichert werden, wenn meine Erlebnisse von einem unserer Skalden in Reime gebracht werden sollten."

Und nun erzählte er Alles, was ihm begegnet war. Gundel faßte allmählig Muth aufzublicken, die Verlegenheit war verschwunden und sie sprachen von diesem Ereigniß wie von einem sie Beide nichts angehenden Abenteuer. Er klagte, was er gelitten habe, sich als den Gegenstand eines so schamlosen Gerüchtes zu sehen, besonders, weil er zur

Unthätigkeit verurtheilt gewesen sei und sich nicht von der Beschuldigung habe reinigen können, wo es ihm am wichtigsten habe sein müssen. Gundel klöppelte wieder eifrig und sah nicht auf. Dann berichtete er, daß er des alten Gottfried von Ghemen Rath befolgt und Sigbrit besucht, daß diese ihn wohl aufgenommen und daß er sich mit ihr beinahe versöhnt habe wegen der verständigen Klarheit, womit sie auf die Sache eingegangen sei. Er theile fast ihre Ansicht, daß er durch seine Dazwischenkunft einen beabsichtigten Überfall Anderer gestört habe und daß diese eine zufällige Kenntniß seines Namens benutzt hätten, um den Verdacht von sich auf ihn abzulenken. Und dies glaube er um so lieber, weil er darin eine Gunst des Schicksals sehe.

— „Eine Gunst?“ sagte Gundel und betrachtete ihn mit Verwunderung.

— „Wißt Ihr, wer das in Rede stehende, junge Mädchen ist? Eine Pflegetochter eines Gastwirths vor dem Ostthore, das ist eine sehr undeutliche Beschreibung. Es ist die kleine Anna von Kullatorp, ein Paar Meilen von Eures Vaters Gut in Schonen an dem Saume des großen Föhrenwaldes, durch welchen wir einmal ritten auf der schönen Fahrt mit Ivar Bjelke und seiner Schwester. Ach, den Tag vergesse ich nie! Es ist dasselbe junge Mädchen, wovon ich Euch damals erzählte. Ich war ein Paar Tage vorher so glücklich gewesen, ihr einen Wolf vom Halse zu schaffen; sie war so dankbar für den kleinen Dienst, daß ich beinahe mich verleiten ließ zu glauben, ich habe eine Heldenthat vollbracht, daß ich einen angeschossenen und halbtodten, jungen Wolf vollends todtschlug.“

— „Und das nennt Ihr einen kleinen Dienst? Ich zittere, wenn ich an die Gefahr denke, der Ihr Euch aussetztet."

— „Es ist dasselbe junge Mädchen, das indessen nach Seeland gekommen ist, damit ich sie abermals vielleicht von einem viel gefährlicheren Wolfe befreie. Muß ich nicht wünschen, daß Sigbrit Recht habe in ihrer Vermuthung, ich habe die Hand des Schicksals selbst in meiner Unbesonnenheit zu erblicken?"

Gundel schwieg. „Wirklich, das sollte mich freuen, wenn es so wäre," fuhr er fort, „denn sie ist unläugbar hübsch, sehr hübsch."

Das junge Mädchen strebte, gleichgültig auszusehen, aber ein rascher Farbenwechsel verrieth, daß diese Worte auf ihr junges Herz eingewirkt hatten. Sie merkte es selbst, es war ihr peinlich und trotz ihrer Unerfahrenheit hatte sie Stärke genug, mit vollkommen gleichgültiger Miene und Stimme zu fragen: „Also hatte das Gerücht doch Recht, daß es ein Liebesabenteuer war? Wahrlich, Ihr seid sehr begünstigt vom Schicksal."

Klaus Daa war bestraft. „Nein," sagte er, indem er plötzlich ernst ward, „nein, das Gerücht hat nicht Recht, es war kein Liebesabenteuer. Das glaubt Ihr auch nicht. Sagt, daß Ihr es nicht glaubt, ich bitte Euch."

— „Ihr wollt doch Euer eigenes Glück nicht verringern, Klaus Daa, indem Ihr das läugnet, was erst dem Geschenke, das Euch die Hand des Schicksals reichte, Bedeutung giebt?" sagte Gundel lachend. Und ihr Lachen war aufrichtig, denn sie glaubte selbst nicht, was sie sagte.

— „Ich habe diesen Spott verdient, aber treibt ihn nicht weiter. Ihr wißt nicht, wie sehr ein einziges Wort des Spottes aus Eurem Munde mich verletzt. Beraubt mich nicht der wenigen Fassung, die ich mir erkämpft habe und die ich am wenigsten erwarte, bei Euch geschmälert zu sehen. Wahrlich, ich bedarf ihrer, da ich nächstens mich dem König vorstellen muß, der, wie man sagt, mir zürnt wegen meines langen Verweilens in Schonen. Ach, er weiß nicht, wie schnell mir die Tage dort verflossen. Wüßte er, wie glücklich dieser Ungehorsam mich machte, er würde ihn mir verzeihen."

Gundel sah betrübt nieder, sie warf sich ihre „Herzlosigkeit" vor, daß sie in einem Augenblicke hatte spotten können, wo des Königs Zorn über seinem Haupte schwebte wegen eines Ungehorsams, den er aus Liebe zu ihr begangen hatte. „Vergebt mir," sagte sie und machte eine kleine Bewegung mit der Hand, als ob sie im Begriff wäre, sie ihm zu reichen, ließ sie aber wieder sinken. „Ich dachte nichts Schlimmes dabei. Ich wußte nicht, daß der König auf Euch erzürnt sei, weil Ihr — — — Mein Gott, das ist ja schrecklich! Wie wird es Euch ergehen!"

Klaus Daa ergriff die sinkende Hand und drückte sie an seine Lippen. „Liebe Adelgunde! Laßt mich Euch danken für die freundliche Theilnahme an meinem Schicksal. Sie wird mir Muth einflößen, jeder Gefahr entgegen zu gehen. Fürchtet nicht für mich! Des Königs Zorn wird bald verschwinden, er hat mehr zu thun, als an die Angelegenheiten eines seiner unbedeutenden Diener zu denken. Und was kann er mir thun, wenn Alles zu Allem kommt? Ein Edelmann

ist ja nicht der Sklave des Willens seines Königs. Aber selbst wenn ich ein Gegenstand seiner Verfolgung werden sollte, würde ich meinem guten Schicksal danken, da es mich gelehrt hat, mein Wohl und Weh sei Euch nicht ganz gleichgültig, und diese Gewißheit kann nicht zu theuer erkauft werden."

Er hielt ihre Hand in der seinigen und während er sprach, weilte sein Auge mit dem Ausdrucke der Treuherzigkeit auf Gundels erröthendem Gesicht, und obgleich sie nicht aufblickte, sagte ihr doch der Laut seiner Stimme, daß jedes seiner Worte aus dem Herzen komme.

Und sie drangen wieder zu Herzen. Sie schwiegen Beide ein Weilchen. Aber dies Schweigen war beredt und als Gundel erst Muth gefaßt hatte, die seidene Hülle, die ihre schönen Augen deckte, zu heben, lasen sie in dem Spiegel der Seele, was die Lippen nicht auszusprechen wagten.

In diesem Augenblick ließ sich wieder der Thürhammer hören und verkündete der Frau Anna Arvidstochter Rückkunft. Klaus Daa ließ Gundels Hand mit einem leisen Drucke los, den sie nicht zu erwiedern wagte, und war schon beschäftigt, die Zeichnungen in einem Gebetbuche zu betrachten, als die Thür sich öffnete. Jeder Andere als die kluge Frau Anna würde auf den ersten Blick entdeckt haben, daß die beiden jungen Leute in ihrer Abwesenheit von etwas ganz Anderem gesprochen hätten als von Zeichnungen und Gebetbüchern. Aber Frau Anna hatte jetzt den Kopf voll von Stadtneuigkeiten, denn sie war dem alten Ritter Niels begegnet und dieser hatte ihr einen ganzen Sack voll Stadtgeschichten mitgegeben, um sie ihrer Tochter mitzutheilen.

— „Der unerträgliche, alte Schwätzer!“ sagte Gundel. Und Klaus Daa stimmte in seinem Herzen diesem Urtheil über den ihm unbekannten Ritter, der so ungünstig von ihm gesprochen, bei.

— „Darin hast Du Recht, Kind,“ sagte ihre Mutter, „er ist ein Schwätzer erster Klasse. Gott weiß, wie Jemand so viele Geringfügigkeiten in seinem Kopfe beherbergen kann. Aber eine blinde Henne findet auch ein Korn, wie man sagt; und er erzählte mir doch etwas, worin Vernunft ist, von einer Prophezeiung, die man in einer alten Handschrift aufgefunden hat von einer Sankt Brigitte, die in Schweden vor mehr als zweihundert Jahren gestorben ist und die doch vollkommen auf unsere Zeit paßt. Ja die, welche sich an den Himmel halten und darin zu lesen verstehen, werden wahrlich nicht betrogen. Ich will dir davon erzählen.“

Klaus Daa in der Besorgniß, diese planetarische Untersuchung dürfte sich in die Länge ziehen, nahm Abschied, um sich in das Schloß zu begeben, da er sich dem Könige vorstellen sollte bei der großen Audienz, welche gerade an diesem Tage stattfand. Frau Anna bemerkte kaum seinen Weggang; ihre Gedanken waren bereits unter den Sternen und dies Mal trafen sie zusammen mit denen ihrer Tochter, die zum Himmel fromme Gebete empor sandte, daß günstige Sterne dem Klaus Daa leuchten und ihn gegen alles Unheil auf seinem gefahrvollen Gange in Schutz nehmen möchten.

Das Schloss.

Das vor viertehalbhundert Jahren von Absalon mitten im Strom, der den Hafen der Stadt bildete, angelegte Schloß war im Jahre 1516 eine unregelmäßige Zusammensetzung von höchst ungleichartigen Gebäuden aus verschiedenen Zeitaltern und fast mehr noch nach außen gegen die Stadt als nach innen gegen den Schloßhof zu. Rund um das Schloß lief ein bald schmälerer, bald breiterer Streif Landes. An einer der schmalsten Stellen war im Fundament des Schlosses eine kleine Thür angebracht, von wo man mit einem Boote überfahren konnte. Diese Thür war mit Ausnahme der beiden Zugbrücken, der Hakenbrücke für Fußgänger und der aus zwei Theilen bestehenden Hochbrücke, an deren innerem Ende nach dem Schlosse zu ein Thurm mit einer wohlverwahrten Pforte lag, der einzige Zugang zum Schlosse und deshalb gleichfalls wohlverwahrt. Nicht weit davon lag das Boot, mit welchem Ole Skaaning den Schreiber des Schloßhauptmanns übergesetzt hatte.

Als Ole Skaaning dahin zurückgekommen war, stieg er die Wendeltreppe in dem Theile des Schlosses hinauf, wo

der Schloßhauptmann seine Wohnung hatte, und trat in die Schreiberstube, wo dem Hans Faaborg über den Rechnungen, die er in Ordnung zu bringen hatte, der Angstschweiß ausbrach.

— „Ich dachte wohl, daß ich Euch auf der Werkstätte treffen würde. Ihr thut Recht. Man muß die Zeit in Acht nehmen, sagte der böse Feind, als er Weihnachten Nüsse pflückte. Gottes Segen und guten Tag, Hans Faaborg! Ich glaube, Ihr seht und hört nicht."

— „Bleib mir vom Leibe mit Deinen Sprichwörtern und verdirb mir nicht die Zeit," sagte Faaborg mit unmuthiger Stimme. „Jetzt kann ich nicht mit Dir sprechen, Ole. Ich hatte meine Rechnung beinahe fertig, nun störst Du mich."

— „Hattet Ihr? Ja, beinahe will nicht viel sagen," antwortete Ole Skaaning, ohne sich durch des Schreibers saure Miene abschrecken zu lassen. „Beinahe schlägt keinen Mann vom Pferde, man ißt keinen Hasen, ehe man ihn hat. Rufe nicht Triumph, ehe Du bist übern Sund; preise nicht den Fisch, ehe Du ihn hast auf dem Tisch."

— „Zum Teufel! — — Ole, ich habe keine Zeit, mit Dir zu schwatzen. Ein ander Mal sollst Du mir willkommen sein, aber heute geh! Ich muß diese verdammte Rechnung beenden, die ich zum Teufel wünschen möchte — — genug!"

— „Und gerade von Eurer Rechnung wollte ich mit Euch sprechen, Hans Faaborg. Ich muß Geld haben und da Ihr es auf die Rechnung schreiben müßt, von der Ihr sprecht, so nützt es Euch nichts, wenn Ihr sie schließt."

— „Geld? Seid Ihr toll, Mann? Geld? Und wo soll ich es hernehmen?"

— „Aus einem von den Beuteln auf dem Tische," sagte Ole und zeigte auf einen Geldbeutel, welcher neben einem eisenbeschlagenen Schreine lag.

— „Gott behüte uns! Das Geld gehört dem Schloßhauptmann," brach Faaborg aus. „Das ist gezählt und hat seine Bestimmung."

— „Und wenn es dem Teufel gehörte, das ist mir gleich. Ich muß Geld haben — — und Ihr müßt es mir geben. Jetzt habt Ihr mich verstanden."

— „Ole, es geht nicht an, es ist unmöglich. Ich kann nicht."

— „So — — —!" antwortete Ole Skaaning mit lang gezogenem Tone und sah den geängsteten Schreiber fest an. „So könnt Ihr nicht?"

Faaborg wand sich wie ein Wurm. Er wendete ein, Ole habe oft Geld von ihm bekommen, es könne nicht so bleiben, er habe über nicht das Mindeste zu gebieten, er habe mehr verbraucht, als wovon er Rechnung ablegen könne, und sei selbst in Verlegenheit; jetzt sei es ihm unmöglich, ihm das Geringste vorzustrecken. Aber Ole Skaaning blieb bei seinem Verlangen mit einer Halsstarrigkeit zum Verzweifeln.

— „Hans Schreiber," sagte er, „ich habe nicht Zeit, viel Worte zu machen. Geld muß und will ich haben, denn Geld ist Erlösung und eine Waare, die Winter und Sommer gilt. Geld gilt mehr als zwölf Gerichtsherren, das wißt Ihr ja. Ob Ihr an den Galgen kommt wegen Eurer

Rechnungen, ist ungewiß, aber daß ich der Mann sein werde, Euch an den Galgen zu bringen, wenn Ihr mir einen Freundschaftsdienst abschlagt, das kann ich Euch versichern, obgleich es mir Euretwegen leid thun sollte, wenn Ihr meinetwegen langhalsig würdet. Macht daher kein Aufhebens von einer Kleinigkeit, einen Griff mehr in die Kasse zu thun und eine Null mehr zu Buche zu bringen, wenn es Eurem Hals gilt. Ihr habt da schon manche Null zugesetzt, wo es doch nichts Anderes galt als Eure Lust an Spiel und Schlemmerei."

— „Und so könnt Ihr mit einem alten Freunde und Kameraden sprechen!" sagte Hans Faaborg mit weinerlicher Stimme. „Ist das Kameradschaft, Ole?"

— „Es ist hübsch von Euch, daß Ihr Euch der alten Kameradschaft erinnert, das thut Ihr sonst eben nicht, habe ich bemerkt. Aber im Handel gilt keine Brüderschaft, wißt Ihr. Ich muß Geld haben, ohne Geld kann ich nichts ausrichten. Wie heißt es im Liede? Ists ein Dieb, ists ein Schelm, hat er Geld, so hat er 'nen Helm; ist er stumm, lahm und krumm, hat er Geld, er kommt nicht um. — Her mit dem Beutel!"

Faaborg sprang auf, ergriff mit Schrecken den Beutel, welchen er in den Geldschrank schloß. Ole Skaaning betrachtete ihn mit der größten Ruhe. Als Faaborg den Schrank verschlossen hatte, sagte er: „Wenn Ihr glaubt, daß ich einen einzigen Schilling wider Euer Wissen und Willen nehmen will, so irrt Ihr, Hans Schreiber. Eine Freundesgabe will ich haben; von Eurer Hand schmeckt sie mir doppelt gut. Ihr sollt sie freiwillig geben. Schließt nur

den Schrank wieder auf und beutelt hundert Gulden aus, nicht einen Schilling mehr oder weniger."

— „Hundert Gulden! Bist Du toll und des Teufels?"

— „Nein, weder das Eine noch das Andere. Aber ich werde es bald, wenn ich länger auf Euer Schwatzen höre. Hundert Gulden, sagte ich, Ihr entkommt mir nicht wohlfeiler; auch denke ich, daß Euer Hals mehr werth ist als hundert Gulden, wenigstens unter Brüdern."

— „Ole, es ist unmöglich, ich kann nicht. Wenn es ein zwanzig Gulden aufs Höchste wären — — —"

— „Hundert, wie ich gesagt habe, und dabei bleibt's. Sie haben meine ehrsame, alte Base gefaßt und sie ins Rathhausgefängniß gesetzt. Aber ich lasse meine Base nicht im Stiche, wie es gewisse Andere thun, das soll mir Niemand nachsagen. Sie ward gestern gefangen genommen, während Ihr in deren Hause wart, und Ihr thatet nicht das Mindeste, ihr zu helfen; nicht ein Wort spracht Ihr, um die alte Frau zu befreien aus des Stadtvogts Klauen und von Feuer und Scheiterhaufen, sondern Ihr schlicht Euch davon durch die Hinterthür. Damals glückte es Euch, aber hier ist keine Hinterthür und dies Mal sollt Ihr für Eure Falschheit die Zeche bezahlen. Langt nur den Beutel hervor, besser früher als später. Ich komme eben von unserem guten Freund in Christo, wie er sich nennt, aber er sollte sich lieber unseren Freund in Satanas nennen, es wäre keine Lüge; ich meine den Famulus des Bischofs. Er will sie fortschaffen, er hat es mir versprochen, aber er will ein halb Hundert Gulden haben für seine eigene Person, die andern halbhundert Gulden sollen der Kerkermeister und

der Stadtschreiber sich theilen, damit die Eisenstangen mürbe werden und die Untersuchung aufgeschoben bleibt, bis sie sicher ist. Der Teufel hole alle die Schurken, das ist mein Segen, weil sie so theuer sind. Aber meine Base muß heraus aus der Falle, das ist gewiß, und daß Ihr es bezahlen sollt, das ist eben so gewiß. Macht deswegen keine Umstände!"

Ungeachtet Faaborg die demüthigsten Bitten anwandte, verharrte Ole Skaaning bei seiner Forderung und mit Geseufz und Gestöhn zahlte jener die hundert Gulden. Als dies abgemacht war, sagte Ole: „Schwatzt nun nicht länger von Eurer Rechnung, Ihr macht ein Paar Federstriche und damit gut. Aber hört, was ich Euch sonst zu sagen habe. In den nächsten Tagen stirbt doch gewiß der alte Abraham, der Manchem den Strick um den Hals geschlungen hat —"

— „Stirbt Abraham?" brach Faaborg verwundert aus. „Ihm fehlt ja nicht das Mindeste."

— „Däucht Euch nicht, daß er alt genug ist, der runzlige Sünder? Paßt auf, er stirbt eines Tages, wie ich sage; ich kann wahrsagen trotz meiner Base. Er bekommt den Schwindel, wenn er in der Thurmluke steht und seine Abendpfeife raucht, wie er pflegt, und stürzt nieder in den Hof. Ist daran etwas Wunderbares? Kann er nicht schwindlig werden, wenn er an die vielen Menschen denkt, die er in seinem Leben gepeinigt oder denen er ein Ende gemacht hat, so weiß ich nicht, wem es schwarz vor den Augen werden soll."

Faaborg betrachtete ihn mit stummem Schrecken. Das schmeichelte dem Ole Skaaning und er fuhr fort: „Wenn

er todt ist, muß doch ein neuer Torturmeister angestellt werden und davon will ich mit Euch sprechen. Der will ich sein und das sollt Ihr abmachen bei dem Schloßhauptmann und bei dem König. Das Amt ist gut und das Geschäft nach meinem Sinn. Und wenn es mir nicht glückt, meine alte Base denen, die sie gefangen halten, aus den Klauen zu reißen, so soll kein Anderer als Ole Skaaning die Schrauben an der Folterbank drehen, wenn sie sie zum Schemel verurtheilen. Es ist Pflicht, daß man für die Seinen thut, was man kann in dieser Welt, und es giebt manche Arten, den Sünder da zu peinigen. Wenn der Büttel will, ist das scharfe Verhör nicht so schlimm, als es klingt. Es kann vielleicht einmal zu Eurem eignen körperlichen Vortheil gereichen, wenn Ihr den Foltermeister zum Freunde habt, Hans Faaborg.''

— ,,Ihr antwortet mir nicht? Es ist auch nicht nöthig, wenn Ihr mich verstanden habt. Seht Ihr, Hans Schreiber, Ihr seid süß mit dem Munde, aber falsch auf dem Grunde, das habe ich längst gewußt. Ihr tragt den Mantel auf beiden Schultern und dreht ihn nach dem Winde. Jetzt möchte es Euch vielleicht einfallen, schlecht von mir zu sprechen, um Euch zu rächen der elenden Schillinge wegen. Thut das nicht, denn es ist einfältig, wenn der eine Esel den andern Sackträger schimpft. Thut Ihr es doch, so seid Ihr selbst Euer ärgster Feind und Ihr werdet die Sonne nicht oft untergehen sehen nach einem solchen Streich. Aber dient Ihr mir ehrlich, so soll es Euer eigner Vortheil sein, denn wir Beide sind nun einmal bestimmt, Leid und Freud mit einander zu tragen. Vergeßt es nicht! Und ich bin der

Mann, Euch noch in die Höhe zu helfen in dieser Welt, sei es auf die eine oder die andere Weise."

Ohne Antwort abzuwarten, nahm Ole Skaaning den Beutel mit den hundert Gulden und ging zur Thür hinaus.

Faaborg sah ihm erbittert nach und ballte die Hand. Dann stützte er den Kopf mit dem Arm und blieb lange in dieser traurigen Stellung. Als er sich aufrichtete, war sein Gesicht verzerrt und gab Zeugniß von der Angst und Qual, die sich seiner bemächtigt hatte, aber seine Miene war entschlossen, als er sagte: „So muß es sein. Meine Rechnung wird nimmer richtig und dem Schloßhauptmann wird es gewiß nächstens einfallen, sie von mir zu verlangen. Es fehlen zu viele Summen. Und diese hundert Gulden geben den Ausschlag. — Der Schloßhauptmann muß an etwas Anderes zu denken gezwungen werden, als meine Rechnung zu fordern. Wenn dem Fuchs vor dem Wolf bange ist, vergißt er, auf die Lämmerjagd zu gehen. — Es ist abgemacht, ich oder der Schloßhauptmann, einer von uns Beiden mu[ß] weichen. Und ich darf nicht lange säumen, sonst komm[t] er mir zuvor mit der verdammten Rechnung. Er hat e[s] ehrlich um mich verdient, denn er ist hochmüthig und stren[g] und hat mich manchmal wie einen Hund behandelt. E[r] steht sich nur halbgut mit dem König, von der Seite mu[ß] ich ihn fassen und ich müßte mich schlecht darauf verstehe[n] mit Sr. Gnaden zu sprechen, wenn ich dem Torben O[xe] nicht etwas einrührte, worüber er die lumpige Schloßrech[-] nung vergißt. Von jetzt an, mein guter Torben Oxe, ha[st] Du einen Feind auf Leben und Tod. Wir Beide, me[in]

strenger Herr, wir wollen um die höchsten Augen würfeln, wer den Andern zuerst zur Abrechnung zieht."

Und mit diesem Vorsatz schloß Hans Faaborg die Rechnung und den Geldschrank und verließ die Schreibstube.

Der arglose Torben Oxe saß indessen in seinem Zimmer und hörte die zierliche Rede an, die wie ein Honigstrom von den Lippen eines Geistlichen floß, der ihm gegenüber saß in einer ehrerbietigeren Stellung, als die war, welche der stolze Schloßhauptmann seinem Gaste gegenüber angenommen hatte.

Es war der Kapellan des Königs, ein gelehrter und schlauer Mann, der es verstanden hatte, sich die Gunst seines hohen Herrn zu bewahren trotz dessen Unwillen gegen die Geistlichkeit, ohne dadurch das Vertrauen seiner geistlichen Oberen einzubüßen. Der Mönch hatte sich weitläufig ausgesprochen über die große Gunst, in welcher der Schloßhauptmann bei Sr. Gnaden dem König und bei der Königin stehe, über die Freundschaft und das Vertrauen, das der Bischof für ihn hege, über Madame Sigbrits Achtung vor seinen persönlichen Eigenschaften und zuletzt kam er gleichsam zufällig auf die gütige Gesinnung, welche Jungfrau Dyveke seiner Meinung nach für ihn habe, und auf die große Theilnahme, womit sie sich stets nach Allem erkundige, was ihn betreffe. Es war deutlich, daß der Mönch ihn für einen Plan bearbeiten wollte, von dessen Ausführung die geistlichen Oberen vielleicht manches Gute erwarteten, nämlich für den, durch eine Heirath Dyveke vom König zu entfernen.

Aber es lag nicht in Torben Oxes Charakter, die

Menschen für etwas Anderes zu halten, als wofür sie sich ausgaben. In dem Kapellan des Königs sah er einen unterthänigen Schwätzer, der sich gern bei aller Welt einschmeicheln wollte; es fiel ihm nicht von Weitem ein, in allen diesen Äußerungen, welche seiner Eitelkeit schmeichelten, einen Plan zu ahnen, und diese Arglosigkeit machte ihn in Verbindung mit seinen übrigen Eigenschaften zu einem Werkzeug für die Schlaueren unter dem Adel und der Geistlichkeit.

Torben Oxe war damals ungefähr dreißig Jahre alt, ein hoher, schlanker, wohlgestalteter Mann, dessen ganzer Auftritt Alles verrieth, was in ihm wohnte. Das dunkelbraune Haar hatte früh seinen Scheitel verlassen, auf einer kleinen Stelle war es ziemlich dünn, was jedoch seiner Schönheit keinen Eintrag that. Die gebogene Nase, der hübsche Mund, die schelmischen, braunen Augen, die jedoch auch ernst und streng sein konnten, wenn ihm das Mindeste in den Weg trat, der dreiste Wurf seines Kopfes und der ungewöhnlich hübsche, zugespitzte Kinnbart standen ihm Alles zum Vortheil; wenige Männer konnten sich im Äußern mit Torben Oxe vergleichen und keiner war ein so allgemeiner Gegenstand der Bewunderung für die Damen wie der Schloßhauptmann, wenn er mit seinem raschen, kühnen Gang und lautklingenden Sporen durch die Säle des Schlosses zu Kopenhagen schritt. Ungeachtet seiner bedeutenden Stellung gehörte er doch nicht entschieden einer Partei in dieser bewegten Zeit an; dazu war er zu sehr beschäftigt mit seinen eigenen persönlichen Angelegenheiten; er hatte dabei zu viel Leichtsinn, um die Aufgabe seiner Zeit aufzufassen,

zu viel Stolz, sich abhängig zu machen, zu wenig Sebstbeherrschung, um einen Scherz oder einen Spott zurück zu halten, der ihm gerade einfiel, und zu viel Heftigkeit, um sich den Forderungen des Augenblicks unter zu ordnen. Mit diesen Eigenschaften verband er eine Ritterlichkeit, besonders gegen Damen, welche ihn bei diesen in hohe Gunst setzte; er war dabei der Geringen und Unterdrückten Vertheidiger und der Vornehmen und Mächtigen Gegner, der Abwesenden Sachführer und der Anwesenden Angreifer. Er erniedrigte sich niemals zu einer Unwahrheit, war seiner Freunde Freund und hochherzig gegen seine Feinde. Und um das Bild dieses Edelmannes zu vervollständigen, müssen wir noch hinzufügen, daß alle andern Leidenschaften bei ihm von der Vorliebe für das Spiel überhaupt und besonders für die Würfel übertroffen wurden, welche letzteren er ihrer selbst wegen liebte und nicht wegen des Gewinns, der ihm nur selten zufiel, da er mit uneigennützigem Leichtsinn spielte.

Nachdem der Schloßhauptmann mit sichtlicher Zufriedenheit eine Weile die schmeichelhaften Reden des Mönchs angehört hatte, wandte er plötzlich den Kopf zur Seite mit jenem raschen Wurf, der ihm ein noch stolzeres Ansehen gab, sah dem Kapellan fest in die Augen und sagte: „Hört, Pater Johannes, woher wißt Ihr denn alle die schönen Sachen, die Ihr mir einbilden wollt? Darüber wünschte ich wohl ein Wort von Euch zu hören.“

— „Edler Herr Ritter, ich weiß dies und mehr als dies aus den zuverlässigsten Quellen. Und um Euch zu beweisen, daß es nicht Märchen sind,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, indem er sich vorsichtig umsah, ungeachtet

sie ganz allein waren, „so kann ich Euch sagen, daß Ihre Gnaden die Königin nichts mehr wünschen, als Torben Oxe bei sich vor der Mittagstafel zu sehen, im Fall es Euch gelegen wäre.“

— „Die Königin?“ sagte Ritter Torben und ließ auch die Stimme sinken. „Und diese Botschaft bringt mir des Königs Kapellan? Wie soll ich das verstehen, mein Vater?“

— „Ihr wißt, daß Ihre Gnaden ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit hier bei Hofe sind. Alles, was von irgend einer Person ihrer Umgebung geschieht, besonders von der Hofmeisterin und Pater Mansverus oder von Ihrer Gnaden Kammerherrn, Herrn Maximilian de Birs, wird von einer gewissen mächtigen Partei mit Mißtrauen betrachtet. Madame Sigbrit hat einige Freunde bei Hofe, wie Ihr wißt, und noch mehr Diener; deswegen hat Pater Mansverus es vorgezogen, mir Ihrer Gnaden Wünsche im Vorbeigehen bei der Messe anzuvertrauen, statt die Aufmerksamkeit durch einen Besuch bei Euch auf sich zu ziehen, wiewohl er es übrigens sehr wünscht, Euch seine Aufwartung zu machen.“

— „Und des Königs Kapellan dient allen Parteien,“ sagte der Ritter lachend, „wie ein guter Christ.“

— „Ihre Gnaden lassen Euch wissen, daß die geheime Thür an der kleinen Treppe offen steht und daß eine von Frau Anna Meinstrups Jungfrauen zur Stelle sein wird, um Euch bei Ihro Gnaden zu melden.“

— „Beim Jupiter, Ihre Gnaden brauchten mich nicht mit einer so anziehenden Lockspeise zu ködern, wie es

die holdlächelnden Jungfrauen der ernsten Frau Meinstrup sind," sagte Torben Oxe. „Aber da es nun einmal so angeordnet ist, will ich nichts dagegen haben, die Gelegenheit zu benutzen, um der Schönheit meine Ergebenheit zu beweisen, denn, um die Wahrheit zu sagen, ich finde die beiden Jungfrauen der Frau Anna Meinstrup sehr hübsch. Und ich bitte Euch, Ihro Gnaden zu melden, daß ihr unterthäniger Diener bereit ist, ihre Befehle zu empfangen."

Das Gespräch ward durch den Eintritt eines Edelmannes unterbrochen, der bei jeder seiner Bewegungen von einem feinen Glockengeläut begleitet war. Der Kapellan erhob sich hurtig und verließ den Schloßhauptmann und dessen neuen Gast mit unterthänigem Bückling.

Dieser Edelmann war ganz anders gekleidet als andere Edelleute damaliger Zeit und man sah beim ersten Blick, daß er etwas darin suchte, die Mode einer längst verschwundenen Zeit zu befolgen. Die übertrieben spitz geschnäbelten Schuhe, deren umgebogene Enden hoch empor standen, so daß die äußersten Spitzen beinahe die Schleifen auf der Spanne berührten, und die kleinen, klingenden Schellen, die hier und da in die sehr weiten Ärmel eingenäht waren, wo sie sich nur durch ihren feinen Klang verriethen, Alles dies gehörte zu den Moden der Stutzer in den ersten Regierungsjahren des Königs Hans. Seine übrige Tracht entsprach diesen völlig. Es war der betagte Ritter Niels Henningson Stud aus einer alten, adeligen Familie, welche längst ausgestorben ist. Bei diesem alten Manne mischten sich auf eine merkwürdige Weise widerstreitende Eigenschaften, Arglist und Gutmüthigkeit, Freundschaft und Haß. Da er ein

entschiedener Feind seiner Zeit und alles Glückes war, das irgend Jemandem zu Theil wurde, so lebte er in beständiger Fehde mit seinen Umgebungen, von welcher Art sie auch waren; doch dies verringerte seine Neigung keineswegs, so wenig wie seine Geschäftigkeit, die einen bedeutenden Umfang erlangt hatte.

— „Ich störe doch nicht?" fragte Ritter Stud mit einer Miene, welche verrieth, daß ihm das im Grunde sehr gleichgültig war. „Der ehrwürdige Herr bekam das Lauffieber in den Sohlen, als er mich sah. Die Wahrheit zu sagen, glaubte ich, daß ein Mönch sich heimisch finden müsse zwischen Ochs und Stut', seit der Bischof in Odense die Stallfütterung eingeführt hat, die so viel Glück macht."

Der früher erwähnte Bischof Jens Beldenakke war nämlich der erste, der die Stallfütterung in Dänemark einführte. Wie bekannt trieben die Klöster damals einen ausgebreiteten Viehhandel.

— „Und macht so viel Glück, daß man jetzt selten eine magere Stute sieht," sagte Torben Oxe, dem diese Anspielung auf seinen Namen nicht behagte. „Ja, die Wahrheit zu sagen, Ihr stört mich, denn ich muß mich umkleiden, um Sr. Gnaden dem König aufzuwarten."

— „Ihr seid ja so rittermäßig gekleidet, wie man es nur verlangen kann," sagte Niels Henningson spottend. „In Eurer Stelle kleidete ich mich nicht um. Es ist ja ein allerliebster Schnitt, den Euer Wamms hat, — akkurat, wie ihn die Bedienten zu meiner Zeit hatten."

Torben Oxe klatschte in die Hände nach seinem Pagen. Derselbe mußte eine Weinkanne und einen Becher für den

Gast bringen und dann seinem Herrn beim Anzuge helfen. Ritter Stud nahm Platz auf einem der hochrückigen Stühle in der Absicht, sich über jedes Kleidungsstück aufzuhalten, während er sich den Wein schmecken ließ.

— „Was giebt's Neues in der Stadt, Ritter Niels?" fragte der Schloßhauptmann, während er sich eifrig damit beschäftigte, seinen Kinnbart zu spitzen vor einem kleinen Handspiegel, welchen der Page ihm hielt.

— „Neues? Ja, das ist die Losung unserer Zeit. Beständig Neues, nach dem Alten fragt Niemand und doch ist es meistens besser. Ja, ich weiß nichts anderes Neues, als daß man sagt, der König wolle den schwedischen Edelmann, der hierher gekommen ist, nebst Klaus Daa, dem jungen Laps, mit dem ungelesenen Briefe des Reichsverwesers um den Hals an einem Galgen henken lassen und den Laps an einem andern gegenüber."

— „Ich kann Euch versichern, daß keines von Beiden geschehen wird, es ist nur Wirthshausgeschwätz."

— „Wohl möglich, man hört so viel, knapp die Hälfte kann wahr sein. So sagt man auch, daß ein Mann von altem Geschlecht versuchen will, in des Königs und zugleich der Königin Gunst zu steigen dadurch, daß er Jungfrau Dyveke heirathet, welche Beide jetzt Sr. Gnaden und der jungen Königin ungelegen sind. — Nehmt Euch in Acht, daß Ihr Euch nicht ins Kinn schneidet! — Ja, man hat schon das Wappenschild fertig, das ihnen am Hochzeitstage vorgetragen werden soll; zumal dem gehörnten Thiere, das er in seinem Schilde führt, sagt man, will Se. Gnaden aus besonderer, königlicher Huld und Gewogenheit noch zwei

Eselsohren im goldenen Felde hinzufügen — — — Ihr schneidet Euch doch nicht? Das kann leicht geschehen! Darum ist der alte Bart bequemer, so wie ich ihn trage, da braucht man nicht beständig die Scheere im Gesichte zu haben — — — So habt Ihr nichts davon gehört?"

— „Nein," antwortete der Schloßhauptmann kurz ab; er sah ein, daß er den Kürzeren ziehen würde, wenn er gegen den schwächlichen, alten Mann heftig würde.

— „Nicht? Das Gerücht geht ja doch schon durch das halbe Land."

— „Man soll nicht den Gerüchten und den Gerüchteschmidten glauben, das sind feige Lügner allzusammen."

— „Viel und oft, darin habt Ihr Recht, Ritter Torben. Aber das Sprichwort sagt, daß kein Ochse bunt heißt, ohne daß er einen Fleck hat. Schlimme Zeitungen haben Flügel und sind oft die zuverlässigsten. Man sollte freilich nicht denken, daß ein Rittersmann so niedrig gesinnt sein könnte — — — Jetzt schnittet Ihr Euch gewiß! Das machen die engen Ärmel, man kann sich nicht darin rühren."

— „Mehr als genug, um die Unverschämtheit zu züchtigen," sagte der Schloßhauptmann mit zurückgedrängtem Zorn.

— „Sie sind ja Mode! Aber Ihr müßt doch gestehen, daß sie schnurrig aussehen," antwortete der alte Ritter, indem er that, als ob er die letzten Worte des Schloßhauptmanns nicht gehört habe.

— „Schnurrig?" wiederholte Torben Oxe. „Das ist Geschmackssache. Ich finde es schnurriger, wie ein Leitham-

mel bei jedem Schritte zu klingeln, wie es die Leute vor Zeiten machten."

— „Der hochselige König Hans, Gott gebe ihm die ewige Seligkeit! er trug sich selbst so und ihm zu Ehren habe ich die Mode beibehalten," antwortete der Ritter mit Salbung.

— „Ich glaubte, es sei Meister Firlefanz gewesen oder wie er geheißen haben mag, der sie einführte," sagte der Schloßhauptmann.

— „Ihr meint den Hofnarren? Nein, er trug die Schellen an der Mütze. Aber das ward unter unserem jetzigen König abgeschafft zugleich mit dem Hofnarren, wie Ihr wißt, aber anjetzt hat der König eben so viele Narren, wie er Hofleute hat, und deren leere Hirnschädel machen Lärm genug, so daß die Schellen gespart werden können."

Der Schloßhauptmann vollendete seinen Anzug, ohne zu antworten. Der alte Ritter fuhr fort zu trinken und von Hof- und Stadtgeschichten wenig bedeutenden Inhalts zu schwatzen. Als Torben Oxe fertig war, nahm er ohne Weiteres seinen Hut und seine Handschuhe und wollte gehen.

— „Halt, Ritter Torben, wir wollen zusammen gehen, wir haben gleichen Weg. Ich denke auch, Sr. Gnaden heute aufzuwarten, und da ist es jetzt wohl an der Zeit."

— „Also nun behagt es Euch zu gehen? Ihr seid ja wie zu Hause bei mir. Laßt Euch nicht stören," sagte der Schloßhauptmann mit spöttischer Miene.

— „Ich weiß es, ich weiß es. Freunde dürfen einer

dem andern nicht Zwang anlegen. Mein Freund ist mein anderes Ich, sagt das Sprichwort."

— „Ich wähle am liebsten meine Freunde selbst, Ritter Niels."

— „Das ist meiner Treu vorsichtig. Freunde erfordern freie Wahl, sagt das Wort der Weisheit, und man muß erst einen Scheffel Salz mit Jemandem verzehrt haben, wie wir Beide gethan haben, ehe man Freundschaft mit ihm schließt."

Die beiden Ritter verließen das Gemach. Auf der Treppe machte Torben Oxe Halt und bat den Ritter Stud, nur immer vorweg zu gehen, er habe vergessen, seinem Schreiber Bescheid zu sagen. Der argwöhnische, alte Ritter blieb stehen auf der großen Wendeltreppe und sah, daß Torben Oxe einen Augenblick darauf aus dem Thurm herauskam und über den Hof eilte zu dem kleinen Treppenthurm, der zu dem von der Königin bewohnten Flügel des Schlosses gehörte, wozu der Haupteingang derselbe war wie zu den Gemächern des Königs. Als er sich davon überzeugt hatte, daß Torben Oxe seine Begleitung nicht wolle, setzte er seinen Gang fort nach den königlichen Gemächern. —

Im südlichen Flügel des Schlosses bewohnte die Königin das obere Stockwerk des zweistöckigen Gebäudes. Von den Fenstern ihrer Gemächer hatte man die schönste Aussicht über den Strand, wo unablässig Schiffe hin und her fuhren.

In einem der Gemächer saß die junge, schöne, damals erst sechzehnjährige Königin Elisabeth in prachtvollem Anzuge nach der burgundischen Mode. Der helle Sonnenschein fiel von dem unbewölkten Himmel durch die zahlreichen, run=

den, in Blei gefaßten Scheiben der hohen, schmalen Fenster und belebte die Farben auf einem kleinen Fußteppich, welcher den Fußboden aus Marmorfliesen bedeckte, und auf den gewebten Tapeten, die nach dem Brauch der Zeit lose von der Decke über alle Wände bis auf den Boden hinabhingen, und auf dem bunten Vorhang, der über die große, massive, eichene Flügelthür zusammenfiel. Während man damals Wände und Thüren mit Teppichen verhüllte, brauchte man dagegen keine Fenstergardinen, um das Tageslicht nicht noch mehr zu dämpfen, das nur sparsam durch die schmalen Fenster eindrang und sich wegen der dicken Mauern, welche die langen Fenstervertiefungen bildeten, über die Gemächer nicht verbreiten konnte. In diesen Vertiefungen waren feste Ruhebänke von Holz angebracht und mit Kissen bedeckt, deren Überzüge aus goldgewirktem Zwillich bestanden. Die aus kostbarem Holze verfertigten Stühle trugen den königlichen Namenszug mit der Krone darüber sowohl auf dem hohen, künstlich ausgeschnittenen Rücken wie auf den gewebten Sitzpfühlen. Ein kleiner Spiegel in einem sehr breiten und mit Laubwerk geschmückten Metallrahmen stand schräg von der Wand ab über einem Tisch, dessen Platte eingelegt war mit einem Schachbrett von Ebenholz und Perlmutter. Auf dem Tisch stand ein Krucifix und zwei kleine Vasen mit lebenden Blumen, die einen lieblichen Duft im Zimmer verbreiteten.

Die Königin hielt die Nadel in der Hand, womit sie an einer Stickerei genäht hatte, die auf ihrem Schooße lag. Sie wickelte die daran hängende Seide bald um den einen, bald um den andern Finger, während ihr Blick fest auf

dem Teppich am Boden vor ihr ruhte, als ob sie sich das Muster einprägen wollte oder — als ob sie gar nicht wüßte, was ihre Augen sahen.

Zu ihren Füßen saß auf einem niedrigen Schemel die gleichfalls sechzehnjährige, hübsche, lebhafte Birgitte Bryske, eine von ihren Jungfrauen, wie die Hofdamen damals genannt wurden. Ihr Anzug bestand aus einem Schnürleib mit Kamisol und einem runden, steifen Rocke mit einer kleinen, niederhängenden Kappe, Alles von schwarzem und weißem Zeuge. Um den Hals hatte sie einen Kragen und vier Schnüre Perlen, welche bis zur Brust niederhingen, auf der linken Seite trug sie einen kleinen Wedel von Federn. Birgitte war der jungen Königin liebste Gesellschaft und die einzige ihr Gleichaltrige in ihrer Umgebung. Aber dennoch wollte das Gespräch heute nicht recht in Gang kommen.

— „Hast Du nichts mir vorzulesen?" sagte die Königin nach einer langen Pause. „Ich höre gern dänisch lesen, das übt mich in Eurer schönen Sprache. Hast Du gar nichts?"

— „Befehlen Euer Gnaden, daß ich Euch vorlesen soll aus der Chronik von Kaiser Karolus Magnus, wie er mannlich stritt für den heiligen, christlichen Glauben mit den zwölf Pairs, welche waren Roland, Oliver, Erzbischof Turpin und mehrere Andere?"

— „Nein, Birgitte, ich bin nicht nach Dänemark gekommen, um Kaiser Karls des Großen Geschichte zu studiren."

— „Oder soll ich die Geschichte von Blantseflor und

Flores lesen? Sie hat freilich keinen dänischen Inhalt, wenn sie auch hier in Kopenhagen gedruckt ist. Olger Darskes Chronik wissen Eure Majestät so gut wie auswendig. Dann weiß ich in Wahrheit Euer Gnaden nichts vorzuschlagen."

— „Das ist schlimm. So nimm Deine Laute und singe. Doch nein, laß es lieber! Eure Lieder sind wohl schön, aber sie sind schwermüthig und bringen mir Thränen in die Augen. Eure nordische Liebe ist so ernst wie ein Herbsttag, es ist nicht der lächelnde, warme, gewitterschwüle Sommertag wie die südliche Liebe — — — Dann weiß ich nicht, womit wir uns die Zeit verkürzen wollen, ehe Torben Oxe kommt. Du wirst roth, Birgitte. Bist Du nicht mehr Herr Deines Gesichts? Und hast Du den flüchtigen Schloßhauptmann uoch immer in Gedanken? Antworte mir nicht, es ist nicht nöthig, Deine Wangen haben schon geantwortet."

— „Ich versichere Euer Gnaden — — —"

— „Und ich versichere Euch, Jungfrau, daß ich nicht ein Wort von Euren Versicherungen glaube. Ei, Birgitte, hast Du so wenig Zutrauen zu mir, daß Du selbst das, was ich mit Augen sehe, abläugnen willst? Glaube mir, Mädchen, ich bin zu sehr ein Weib, um mir das Geschwätz einbilden zu lassen von Deiner Unüberwindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen die Aufwartung der Herren, wovon Du die ganze Welt überreden willst wie von einem confiteor. Als ob Du nicht sechzehn Jahre alt wärst!"

Birgitte Bryske lächelte und sagte: „Gnädigste Königin, noch hat mein Herz für keinen unserer jungen Herren günstig gesprochen. Sollte es geschehen, sollt Ihr die erste

sein, die es erfährt. Aber ich zweifle beinahe, ob es jemals geschehen wird, denn ich verlange viel Liebe, um wieder zu lieben, und, die Wahrheit zu sagen, es kommt mir vor, als ob unsere Herren, da sie sich selbst so sehr lieben, nicht viel Liebe für uns übrig behalten. Der Mann, welchem ich mein Herz schenken soll, er bekommt es ganz und ungetheilt und er muß um mich seine Liebeleien vergessen können und vor Allem seine Eitelkeit. Aber das kann in der That keiner von denen, die ich bis jetzt gesehen habe. Meine Unüberwindlichkeit, wovon Euer Gnaden sprechen, hat mehr seinen Grund in der Schwachheit der Männer als in meiner eigenen Stärke — — — denn ich bin wohl nicht herzloser geschaffen als Andere meines Geschlechts," fügte sie mit einem kleinen Seufzer hinzu, den sie doch augenblicklich unterdrückte, um mit einem Lächeln zu sagen: „Und doch kommt es mir recht oft vor, als wenn es mir da ganz und gar fehlt — und ich kann nicht sagen, daß ich sehr betrübt darüber bin, da ich sehe, wie viel Andere zu leiden haben von ihren Herzensangelegenheiten."

— „Hüte Dich, Birgitte," sagte die Königin. „Du kämpfest schon mit Dir selber. Je länger Du diesen Kampf hinhalten kannst, desto gefährlicher wird der Ausfall. Hüte Dich!"

Birgitte Bryske ließ den Kopf sinken und zählte die Steintafeln am Boden. Die Königin betrachtete ihre junge Hofdame mit freundlichem und theilnehmendem Lächeln. Für sie, die junge Frau, war das erste Erwachen der Liebe bei dem jungen Mädchen eine Erscheinung, die ihre volle Theilnahme erweckte.

— „Birgitte," sagte die Königin, „Du bist nicht ehrlich gegen mich, vielleicht nicht einmal gegen Dich selbst."

Die Hofdame blickte auf und sagte: „Das Letzte ist möglich, obgleich ich es nicht glaube, aber das Erste ist unmöglich, dessen bin ich gewiß."

— „Du siehst wirklich so ehrlich aus, daß ich Dir trauen muß," sagte die Königin und nickte ihr zu. „Laß uns dann nicht mehr von Torben Oxe sprechen. Da ist er," fügte sie hinzu, da der Vorhang an der Thür indem sich bewegte. „Närrisches Kind, es ist Dein Glück, daß er es nicht sein kann, Du hast ja Farbe wie eine Marienrose."

Es war der Königin Hofmeisterin, die strenge und herrschsüchtige Frau Anna Meinstrup, eine Tochter des Landrichters in Seeland, Herrn Henrik Meinstrups, und Wittwe des Ritters Otto Holgerson Rosenkranz auf Boller. Sie hatte jetzt unter drei Königen diesen hohen Posten am Hofe bekleidet, aber that sich auch nicht wenig zu Gute auf ihre langen Dienste und duldete selten von Jemandem Widerspruch bei der Ausübung ihrer amtlichen Pflichten, wer es auch immer sein mochte. Die alte Dame trat hoffärtig in das Gemach der Königin und sagte nach einem steifen Gruße, indem sie auf einige beschriebene Pergamentblätter zeigte, die sie in Händen hielt: „Geruhen Euer Gnaden anzuhören, was ferner fertig ist von dem kurzen Bericht über Eure Ankunft hierselbst und über die Hochzeits- und Krönungsfeierlichkeiten, welchen ich verfaßt habe zum Angedenken für die entferntesten Geschlechter über diese glücklichen Begebenheiten?"

— „Ein ander Mal, meine liebe Frau Anna. Ich bin

überzeugt, daß diese Angelegenheit in keinen bessern Händen sein kann; es wird mir lieb sein, wenn Ihr den Bericht recht bald zu Ende bringt; ich will deshalb Eure Zeit nicht mit einer unnöthigen Durchsicht beeinträchtigen.''

— ,,Euer Gnaden werden geruhen, die Bemerkungen hinzu zu fügen, wozu Ihr Veranlassung finden werdet,'' sagte die Hofmeisterin, ohne sich abweisen zu lassen. ,,Ihr gebt mir wohl einen Stuhl, Jungfrau?''

Birgitte Bryske hätte einen fragenden Blick auf die Königin geworfen, aber die Hofmeisterin sah sie stier an und sie wagte es nicht. Mit schweigender Ehrerbietung setzte sie der alten Dame einen Stuhl hin, welche an der Seite der Königin Platz nahm und ihre beschriebenen Blätter entfaltete. Elisabeth that einen kleinen Seufzer bei dem Anblick dieser Zeugen des Fleißes ihrer Hofmeisterin, aber sie machte keine Einwendungen mehr.

— ,,Euer Gnaden werden sich erinnern, daß ich in dem Vorigen Eure Trauung in Brüssel durch den Bischof von Croy per procurationem des Herrn Mogens Gjö erwähnt habe, welcher die Ehre hatte, des Königs hohe Person vorzustellen. Es war denselben Tag, wo die Majestät allhier in Kopenhagen gekrönt wurde. Wir kommen nun auf die Ankunft hier zu Lande.''

Darauf räusperte sie sich und las mit vieler Salbung, wie die Königin von einer Flotte abgeholt und wie diese unterwegs vom Sturme befallen worden, sie beschrieb mit prächtigen Worten die Landung und den Einzug und wie dieser von der lieblichsten Sonne beschienen wurde.

— „Hier habt Ihr Euch doch ein wenig von der nackten Wahrheit entfernt," sagte die Königin mit einer kindlichen Freude, einen Grund gefunden zu haben, um ihrer Hofmeisterin zu widersprechen. „Der Platzregen fiel so, während ich und die Markgräfin und die verwittwete Königin auf dem Teppich standen und auf die Rede hörten, daß zuletzt kein trockener Faden an mir war. Es war ein grausiges Wetter, es goß wie mit Eimern. Alle die geputzten Herren und Damen sahen zuletzt aus wie eine Heerde nasser Hühner, so hingen ihnen die Federn um die Ohren. Ich bin nie in einem ähnlichen Wetter im Freien gewesen, weder vorher noch nachher."

Birgitte Bryske stimmte in das Gelächter der Königin ein bei der Erinnerung an diesen Auftritt. Die Hofmeisterin warf Birgitten einen strengen Blick zu, räusperte sich wieder und nahm einen feierlichen Ton nebst Haltung an, indem sie in ihrer Beschreibung fortfuhr.

So lange die Hofmeisterin von den Empfangsceremonien las, hatte die Königin ihr mit Gleichgültigkeit zugehört, als sie aber die Trauung beschrieb, veränderte sich der Ausdruck der Mienen Elisabeths und mit Zärtlichkeit heftete sie die Augen auf das kleine Medaillon mit des Königs Bilde, das sie am Halse trug. Denn die Königin liebte ihren Gemahl mit aufrichtiger Zuneigung, die sie stets bewahrte und die sich nicht veränderte in den Tagen der Drangsal und der Widerwärtigkeiten. Sie blieb sitzen mit dem Bilde in der Hand und ihre Gedanken waren ausschließlich hingewandt zu ihrem Eheherrn, so daß sie gänzlich die wortreiche Be-

schreibung des großen Gastgebotes bei Hof, des Balles und des Turniers überhörte.

Die Hofmeisterin schloß mit sichtbarer Zufriedenheit über die Andacht, womit die Königin scheinbar den Rest ihres Berichts angehört hatte. Elisabeth dankte ihr für die Mühe, welche sie sich gegeben habe, diese flüchtigen Erscheinungen fest zu halten, und Anna Meinstrups üble Laune ward durch diesen königlichen Beifall verscheucht, so daß sie während der darauf folgenden Unterredung nicht so oft wie sonst ihre Rede mit bittern Ausfällen spickte auf Madame Sigbrit, „Sr. Gnaden hochbetraueten Mann,“ wie sie sie nannte, und mit Hindeutungen, wie gottlos viele von den Einrichtungen wären, welche der König besonders zum Schaden des Adels und der Geistlichkeit auf den Rath dieses bösen Weibes gemacht habe.

Sigbrit war der Königin vorgestellt worden, welche von dieser erfahrenen Landsmännin eine gute Meinung hatte und die Ergebenheit anerkannte, welche sie den Worten des Königs zufolge während einer langen Reihe von Jahren ihm bewiesen habe, so wie die großen Verdienste, welche sie sich um Dänemark erworben haben sollte. Aber von Dyvekes Dasein wußte die Königin noch nichts, denn Niemand hatte gewagt, ihrer zu erwähnen. Frau Anna Meinstrup fühlte täglich die größte Lust, ihren Feind von dieser Seite anzugreifen und die Eifersucht der Königin zu erwecken, aber Furcht band ihr die Zunge. Indeß konnte sie es sich nicht versagen, hin und wieder einzelne Hindeutungen zu geben, daß nicht Alles sei, wie es sein sollte, daß Männer sich nicht so fest an eine einzige bänden u. s. w.,

was in die Seele der jungen Königin den Samen des Mißmuths gestreut hatte. Ohne zu wissen, worüber sie sich härmte, härmte sie sich wirklich und diese Stimmung brachte bisweilen eine Unsicherheit in ihr Benehmen, die der Aufmerksamkeit des Königs nicht entgangen war; denn dieser war lange auf den Augenblick gespannt, den er mit Bestimmtheit voraussah, da seine zahlreichen Feinde unter den ersten Ständen des Reichs ihn auch von dieser Seite angriffen.

Allmählig erstarb das Gespräch und zu der Königin und Birgittens großer Freude verfügte sich die Hofmeisterin in ihr dicht daran stoßendes Zimmer, um Elisabeths Aufforderung gemäß an ihrer Denkschrift weiter zu arbeiten. Nichts konnte gelegener sein, denn beinahe in demselben Augenblick trat Sophie Glob, eine von den Jungfrauen der Hofmeisterin in das Gemach der Königin und meldete den Schloßhauptmann, welcher um die Erlaubniß bat, Ihrer Gnaden die Aufwartung zu machen. Wenn die Königin minder aufmerksam gewesen wäre auf Birgitte Bryske, würde die Unordnung ihr kaum entgangen sein, in welche die Haarflechten der hübschen, kleinen Sophie gerathen waren, so wenig wie die starke Röthe ihrer einen Wange, auf welche Torben Oxe, um der Schönheit seine Huldigung darzubringen, so eben einen langen Kuß gedrückt hatte, als sie sich aus seiner Umarmung losreißen wollte.

Als die Königin Sophien ein Zeichen gegeben hatte, den Schloßhauptmann einzulassen, stand Birgitte Brysfe auf, um sich zu entfernen. Die Königin hielt sie auf und sagte: „Birgitte, laß mich Dir einmal ins Gesicht sehen. Du bist

eifersüchtig, daß ich den Schloßhauptmann sehen werde. Armes Kind! Ich muß mich Deiner wohl annehmen. Bleibe hier und setze Dich ans Fenster mit Deiner Arbeit!"

— „Ich versichere Euer Gnaden, daß der Schloßhauptmann — — —"

— „Still, Birgitte, ich habe Dir ja gesagt, daß ich dem Gerüchte der Gefühllosigkeit, das Du Dir verschaffen willst, nicht traue. Nun sollst Du bleiben zur Strafe für den Mangel an Kenntniß Deines eigenen Herzens, denn des Mangels an Aufrichtigkeit will ich Dich nicht länger zeihen."

Birgitte küßte die Hand der Königin und setzte sich mit ihrer Arbeit so, daß sie zu dem Stuhl, auf welchem die Königin saß, hinblicken konnte, ohne daß es bemerkt wurde. Der Thürvorhang ward von Sophie Glob geöffnet, welche jetzt gleich roth war auf beiden Wangen, und der Schloßhauptmann trat mit ritterlicher Ehrerbietung in das Gemach der Königin.

Nach einer ceremoniellen Unterhaltung über allgemeine Gegenstände, in welcher der Schloßhauptmann Ihrer Majestät seine demüthige Unterwürfigkeit und ritterliche Ergebenheit gezeigt hatte, nahm die Königin das Wort, um ihm die Veranlassung mitzutheilen, weshalb sie ihn habe rufen lassen. Sie wünsche nämlich einen vertraulichen Brief an ihren Bruder Karl in Spanien zu senden, aber dazu wolle sie keinen ihrer eignen Diener benutzen, um kein Aufsehen zu erregen, sofern ihr Torben Oxe einen verläßlichen Boten zur Ausrichtung dieses Auftrags verschaffen wolle.

— „Euer Gnaden Wunsch ist mir ein Gesetz," antwortete der Schloßhauptmann, „und finde ich keinen Anderen, auf den ich mich verlassen kann, so werde ich selbst nach Spanien ziehen und die sämmtlichen Ritter von König Arthurs Tafelrunde sollen nicht im Stande sein, mir die Botschaft zu entreißen, welche Euer Gnaden mir anzuvertrauen mich beehren werden."

— „Damit würde mir nur wenig gedient sein, Herr Lehnsmann," sagte die Königin lächelnd „und Ritter Torben Oxe würde gewiß viel früher als irgend einer von meiner Umgebung vermißt werden und wäre es auch nur von den Jungfrauen am Hofe," fügte sie mit einer kleinen, unmerklichen Hindeutung auf Birgitte hinzu, welche sich tiefer auf ihre Arbeit hinabbeugte, um die Röthe ihrer Wangen zu verbergen.

— „Aber wenn Ihr einen zuverlässigen Diener senden wollt, so werdet Ihr mich verbinden und mein Bruder sowohl wie ich dadurch in Eurer Schuld sein," fuhr die Königin fort. „Ihr habt nicht zu fürchten, daß Ihr damit etwas thut, was mit Eurer Lehnspflicht gegen den König, Euern Herrn, in Widerspruch steht. Eine Königin von Dänemark sollte immer offen handeln dürfen, aber die Zeiten sind schwierig und wir müssen oft etwas thun, was wir mißbilligen. Damit Ihr jedoch wisset, womit ich Euch beauftrage, so will ich Eurer Verschwiegenheit und Eurer Ergebenheit vertrauen, daß der Inhalt meines Schreibens außer einem Bericht meiner Hofmeisterin über die Feierlichkeit des vergangenen Jahres nur darin besteht, daß ich meinen Herrn Bruder ersuche, mir zur Bezahlung der Mit-

gift, welche der König vermöge unserer Vermählung zu fordern hat, baldigst zu verhelfen. Ich merke wohl, daß diese Sache Sr. Gnaden am Herzen liegt, wenn er sich auch scheut, mit mir davon zu sprechen, und daß er in diesen schwierigen Zeiten viel Geld braucht. Es ist mein aufrichtiger Wunsch, mein Scherflein beizutragen, um diese Sache in Richtigkeit zu bringen. Daß ich diesen Schritt heimlich halte, hat seinen Grund theils darin, daß ich mich freue, den König mit der schnellen Beendigung zu überraschen, theils darin, daß ich diese Sache ungern durch den Reichsrath und durch Gesandte vermittelt sehe. Eine Prinzessin wird in mancher Weise wie eine Handelswaare betrachtet, die in den Kauf gegeben wird, wenn ein Handel zwischen Nationen zu anderen Zwecken abgeschlossen wird. Der Himmel hat mich begünstigt und mit mir eine Ausnahme von der allgemeinen Regel gemacht, er hat meine Gebete erhört, die ich zu ihm emporgesandt habe, und mir einen Gemahl nach der Wahl meines Herzens gegeben. Noch ist dies Glück nicht gestört. Aber man ängstet mich von mehreren Seiten; ich merke, es schwebt eine schwere Wolke über mir und ich zittere, daß sie bald über mich losbrechen und mein Glück vernichten werde. Verdenkt es mir da nicht, daß ich mit Begierde jedes Mittel ergreife, die Veranlassungen zu entfernen, welche den Himmel meines Ehestandes verdunkeln und sich zwischen mich und meinen königlichen Herrn stellen könnten. Ich brauche hierzu Euern Rath und Eure Hülfe, Ritter Torben, aber wollt Ihr mir auch nicht beistehen in diesem Vorhaben, so soll doch meine Absicht und deren Beweggrund ohne Reue Eurer Ehre anvertraut sein,

denn laßt mich hinzufügen, daß ich und Niemand am Hofe einen Augenblick Bedenken tragen wird, sich Eurer Ritterlichkeit anzuvertrauen."

Birgitte nähte wieder sehr eifrig und schien weder zu hören noch zu sehen. Aber da der Schloßhauptmann sich tief vor der Königin beugte und mit ritterlichem Anstande den Saum ihres Gewandes an seine Lippen führte, hob ein zurückgedrängter Seufzer ihren Busen und die Nadel sank in den Schooß zugleich mit den fleißigen Händen.

Torben Oxe versicherte der Königin seine Bereitwilligkeit, ihr zu dienen; einen sichern Boten wollte er schaffen, ehe zwei Mal vier und zwanzig Stunden vergingen, und wenn Ihre Gnaden den Brief bis dahin fertig hielten, würde er ihn abholen und dem Boten die nöthige Anweisung selbst geben, so daß es unter keinen Umständen den Anschein haben solle, als werde der Bote im Auftrag der Königin abgesandt.

— „Es ist mir nicht zu aller Zeit leicht, mit Jemandem ungestört zu sprechen," sagte die Königin, „und selbst in diesem Augenblicke muß ich dem Zufall für diese Gunst danken. Ich will deshalb meinen Brief der Jungfrau Birgitte übergeben, sie ist eine treue und mir ergebene Seele, wendet Euch an sie. Ich werde Euch durch Birgitte Alles mittheilen, was ich noch hinzu zu fügen habe. Und hiermit Gott befohlen, Herr Ritter, mit Dankbarkeit und Erkenntlichkeit."

Die Königin machte eine entlassende Bewegung mit der Hand. Nachdem Torben Oxe durch eine Beugung seines Kopfes gegen die tief erröthende Birgitte seine Einwilligung

in die Bestimmung der Königin gegeben hatte, nahm er unterthänigen Abschied und wollte das Gemach verlassen, als die Thür zu dem Zimmer der Hofmeisterin sich öffnete und Frau Anna Meinstrup auf die Schwelle trat mit dem Verwunderungsausruf: „Herr Torben Oxe! Bei der Königin! Und ohne daß ich darum weiß! Und ohne daß ich Euch Iho Gnaden gemeldet habe?"

Die Königin ward verlegen und Birgitte Bryske stach sich vor Schreck mit der Nähnadel den Finger blutig. Als Torben Oxe die Unentschlossenheit der Königin sah und sich so angeredet hörte, bückte er sich mit Anstand vor der Hofmeisterin und sagte halb scherzend: „Ich glaubte nicht, daß der Schloßhauptmann des Schlosses zu Kopenhagen einen Andern als Ihre Gnaden die Königin um die Erlaubniß zu bitten brauchte, ihr aufwarten zu dürfen."

— „Aufwarten? Was meint Ihr damit? Darf ich Euch fragen, in welcher Absicht? Was ist Euer Gewerbe?" fragte Frau Meinstrup zornig, indem sie nicht im Stande war, sich zu beherrschen.

— „Ich hatte nicht geglaubt, daß ich die Hofmeisterin von drei Königinnen zu unterrichten brauchte, was das Wort aufwarten bei Hofe bedeutet," sagte Torben Oxe lächelnd. Ungeachtet er fühlte, wie unbehaglich dieser kleine Wortstreit für die Königin sein müsse, konnte er sich doch nicht das Vergnügen versagen, die stolze Hofmeisterin zu necken.

— „Und ich hatte nicht geglaubt, daß ich in meinem eigenen Schlosse in Gewahrsam sei und nicht sehen dürfe,

wen es mir behagte," sagte die Königin mit mildem Vorwurf. „Diese Freiheit müßte doch gewiß Jedem zugestanden werden, liebe Frau Anna."

— „Aber eine Königin ist nicht Jeder," fuhr die heftige, alte Dame fort, deren Klugheit bisweilen von ihrer Leidenschaftlichkeit überwältigt wurde. „In der Ausübung meiner Pflicht dulde ich, bei allen Heiligen, keine Kränkung und das ist eine Kränkung, die meiner Stellung als Euer Gnaden Hofmeisterin zugefügt wird. Das kann ich nicht dulden. Es ist meine Pflicht, unterrichtet zu sein, wer die Königin sieht. Ich werde künftig wissen, meine Pflicht anerkannt zu sehen. Ich werde — — —"

— „Ich erlasse Euch diese Pflicht," sagte Elisabeth mit stärkerer Stimme, als sie sonst pflegte, indem sie sich rasch erhob und die Hofmeisterin unterbrach mit einer Handbewegung, welche ihr Stillschweigen auferlegte. „Frau Anna, ich bitte Euch, zu bedenken, daß Ihr nicht die Königin kränkt auf Kosten der Hofmeisterin. Ich bin überzeugt, daß das nicht Eure Absicht ist. — Herr Lehnsmann, ich danke Euch für die Äußerungen Eurer Ehrerbietung und bleibe Euch in Gnaden gewogen. — Birgitte, habe die Güte, dem Schloßhauptmann die Thür zu öffnen. — Frau Anna Meinstrup, ich wünsche Euch zu sprechen, Ihr werdet mir in mein Schlafgemach folgen."

Nachdem Elisabeth so einem Jeden ihren besondern Befehl ertheilt hatte mit der Würde einer Königin, welche sich Gehorsam zu verschaffen weiß, verließ sie das Zimmer, indem die Hofmeisterin ihr folgte — die zu ihrer eigenen

Verwunderung zum ersten Male während ihres Amtes bei drei Königinnen zum Schweigen gebracht war und das von einer so jungen Herrscherin — zu derselben Zeit, wo Jungfrau Birgitte Bryske den Vorhang der Thür wieder fallen ließ, durch welche der Schloßhauptmann verschwunden war.

Der König.

Als der alte Ritter Niels Stud klingelnd, keuchend und stöhnend die Wendeltreppe zu den königlichen Gemächern hinaufgekommen war, welche an diesem Tage Allen offen standen, welche etwas bei dem König nachzusuchen hatten oder ihm bloß die Aufwartung machen wollten, nahm er die Würde eines vornehmen Hofmannes an, um den beiden Bogenschützen Ehrfurcht einzuflößen, welche am Eingange des vom Könige bewohnten Stockwerkes standen, die gespannten Stahlbogen auf den Schultern. Auf dieselbe Weise schritt er den Hellebardierern am Eingange zur königlichen Vorhalle vorüber und als ein Kammerdiener ihm die Thür zur Vorhalle öffnete, hatte seine Würde eine solche Höhe erreicht, daß er einem Kampfhahne nicht ungleich war, der mit rauschenden Federn in die Schranken tritt.

Fast die ganze große Vorhalle war voll von verschiedenen Gruppen. Vor der Thür zu des Königs Audienzgemach, das zugleich sein Arbeitszimmer war, stand sein Kammermeister oder Camerarius mit dem Stab in der Hand. Neben ihm stand auf beiden Seiten gleich einer

leblosen Bildsäule ein stahlgewaffneter Soldat, eine Hellebarde in der Hand. Nicht weit von ihm stand der Lehnsmann auf Gulland, der kühne Admiral Sören Nordby, im Gespräch mit einem Ritter in engen, schwarzen Kleidern ohne irgend eine Auszeichnung, mit einem langen Schlachtschwert an der Seite. Dies war der tapfere General Otto Krumpen. Einen Winkel des Saales nahm eine Gruppe von Reichsräthen ein, welche eifrig von Staatsangelegenheiten sprachen; in einem andern Winkel stand Gottfried von Ghemen ganz allein; in dem dritten sprachen einige geringere Beamte über Geschäfte mit einem der Sekretäre des Königs, Jesper Brochmand; den vierten Winkel nahm eine Schaar junger Hofleute ein, welche sich eifrig unterhielten über Jagd, Würfelspiel, Turnier und Frauen. Der Mittelraum war angefüllt von Personen verschiedenen Standes und Ranges, vornehmeren und geringeren.

Aller Augen waren auf die Thür gerichtet, als der Kammerdiener sie vor dem alten Ritter, dessen Eitelkeit er kannte, weit aufriß, aber Niemand nahm die mindeste Rücksicht auf seinen Eintritt, sobald man sich überzeugt hatte, daß es kein Anderer als Ritter Stud war.

Er entdeckte bald einen betagten Beamten, welcher allein stand; an ihn wandte sich der Ritter mit einer Beschützermiene und leitete ein Gespräch ein über alle Anwesenden, worüber sich nur wenige gefreut haben würden, wenn sie es gehört hätten.

Die Thür öffnete sich wieder und Klaus Daa trat ein. Die jungen Hofleute thaten, als ob sie ihn nicht kennten, denn sie wußten ja, daß er in Ungnade war; die ältern

kannten ihn nicht. Er blieb stehen, verlassen und allein mitten im Saale. Aber das Flüstern, welches offenbar ihm galt, auf den allmählig Aller Augen sich richteten, ward ihm unbehaglich. Er sah sich im Kreise umher und erblickte den Buchdrucker. Es kränkte ihn wohl, daß dieser Bürgersmann der einzige war, an den er mit Sicherheit in der Halle des Königs das Wort richten konnte, aber dies Gefühl ging schnell vorüber und ward auf der Stelle von der Dankbarkeit verdrängt für das, was dieser Mann schon für ihn gethan hatte. Er ging deswegen zu dem Buchdrucker hin, reichte ihm die Hand und sagte: „Es freut mich, Euch hier zu treffen, Meister Gottfried, und Euch meinen Dank für Euren Eifer in meinen Angelegenheiten wiederholen zu können.“

Der Buchdrucker nahm des jungen Edelmannes Freundschaftsäußerungen mit großer Bescheidenheit auf. Klaus Daa theilte ihm seine Unterredung mit Madame Sigbrit und seine Hoffnung mit, daß der König durch sie auf bessere Gedanken gebracht sein würde. Während sie zusammen sprachen, trat der alte Ritter Stud zu ihnen heran und ließ sich in ein Gespräch mit Meister Gottfried ein, wobei er sich auch an Klaus Daa wandte, dessen Namen er erfahren hatte, und sagte mit der größten Freundlichkeit: „Ich habe Euern Vater gekannt, mein junger Freund; es ist mir lieb, den Sohn zu sehen.“

Klaus Daa bückte sich dankbar vor dem alten Ritter; er wußte nicht, daß es „die unleidliche, alte Plaudertasche“ war, auf welche Gundel so erzürnt war und welche treulich beigetragen hatte, nachtheilige Gerüchte über ihn auszubreiten.

— „Es ist mir lieb, den Sohn zu sehen," fuhr der Schwätzer fort, „so lange er noch zu sehen ist, denn wie ich höre, könnt Ihr darauf rechnen, in den Schloßthurm auf Lebenszeit gesetzt zu werden, wenn Euch nichts Schlimmeres geschieht. Aber man soll immer das Beste hoffen, das Schlimme kommt von selbst; deshalb thut Ihr wohl, die Ohren steif zu halten."

Klaus Daa machte eine Bewegung zu antworten, aber Gottfried von Ghemen gab ihm ein Zeichen und er schwieg.

— „Ihr müßt nicht glauben, daß Kopenhagens Schloßthurm so gräulich schlimm ist," fuhr der Ritter mit schadenfroher Freude fort. „Ich besuchte einmal einen Bekannten, der im Thurme saß, es war leider Gottes ein Edelmann wie Ihr und ich, von gutem, altem Geschlecht; aber Se. Gnaden war böse auf ihn geworden und Königsungnade ist schlimm zu beschwichtigen, das wißt Ihr wohl. Derselbe Edelmann hatte es im Ganzen genommen recht gut, das Einzige, worüber er klagte, war, daß das Halseisen so verwettert eng war, daß er kaum Athem schöpfen konnte. Er hatte auch einen ungewöhnlich dicken Hals, den habt Ihr nun nicht. Der Arme! Die Kehle ward ihm übrigens noch enger, ehe er ein Ende nahm."

Hier machte der Ritter eine kleine Pause, nahm sich eine Prise Nieswurz aus einem kleinen Lederbeutel, betrachtete Klaus Daa steif und sagte darauf mit erhobener Stimme, welche die Aufmerksamkeit noch mehr auf die Sprechenden hinzog, indem er mit den Achseln zuckte und zugleich seine Schellenärmel schüttelte: „Sie henkten ihn, das war das Ende vom Liede."

Aber der Ritter erreichte seine Absicht nicht. Klaus Daa machte eine ungeduldige Bewegung, aber er ließ sich nicht ins Bockshorn jagen und als Gottfried von Ghemen zu lachen anfing, stimmte er ein, so weit es sich mit der Würde des Ortes vereinigen ließ. Er hatte den Ritter aus der Beschreibung an den Schellenärmeln erkannt und fand ihn mehr lächerlich als sonst etwas.

Dies ärgerte den alten Spötter, welcher sagte: „Ja, ja! Ja, ja! Es freut mich, daß der Sohn meines alten Freundes lachen kann. Ich wünsche, daß er es bis ans Ende thun kann. Denn wer zuletzt lacht, lacht am besten, wie Ihr wißt. Aber vielleicht steht Eure Sache nicht so schlimm, wie man sagt. Ich will gern glauben, daß Ihr nicht ganz so schamlos gehandelt habt, wie Ihr beschuldigt werdet. Es wäre auch allzu arg. Freilich Alle, die hier gegenwärtig sind, glauben es wie ihr confiteor."

— „Herr Ritter———" begann Klaus Daa, welcher trotz des Buchdruckers Wink seinen Zorn nicht länger bezwingen konnte.

— „Bei allen Heiligen, zerquetscht nicht einen alten Mann mit Eurem furchtbaren Zorn," unterbrach ihn der Ritter mit lauter Stimme. „Ich weiß, daß Ihr ein derber Schläger seid, aber meine Jahre taugen nicht mehr zu solchem Spiel. Es giebt hier mehr als zu viel junge Klingen, welche gewiß nichts mehr wünschen, als einen Edelmann zurecht zu weisen, der seinen Schild durch Nachträuberei befleckt hat und sich bei Hofe unter unpaßlichem Schutz eindrängt. Alle die jungen Herren, welche hie rumherstehen, sind von Euern saubren Thaten überzeugt. Es wird Euch

daher nicht schwer fallen, einen würdigeren Gegner zu finden als mich, der ich nun einmal gewisse alte Vorurtheile habe rücksichtlich derer, mit welchen ich mich dazu verstehe, meine Klinge zu messen. Die Jugend nimmt es jetzt nicht so genau damit wie zu meiner Zeit.“

Klaus Daa ließ diese boshafte Aufforderung nicht unbeachtet, er sah sich um mit einem herausfordernden Blicke und würde sich vielleicht in eine noch schwierigere Lage gebracht haben, wenn nicht der Admiral Sören Nordby bei der lauten Rede zu ihnen hingetreten wäre.

— „Was die Jugend glaubt, weiß ich nicht zu vermelden,“ sagte er, „aber was die Alten glauben, wenn sie nicht kindisch sind, davon kann ich mitsprechen. Und dieser Glaube ist kein anderer, als daß ich selbst Ritter Oluf Daas Sohn dem König vorstellen will, wenn er glaubt, daß er einen andern Schutz braucht als seinen eigenen und seines Vaters Namen.“

— „Wohl, wohl! Das ist schön von Euch,“ sagte der alte Ritter. „Jeder ist ja Herr seiner eignen Thaten. Aber von mir mag keiner so etwas verlangen, das weiß Jeder, der mich kennt.“

— „Was man von Euch verlangen kann, Niels Stud, ist nichts Anderes als Gewieher, wenn man dem Sprichwort trauen darf,“ sagte der Admiral.

Ein lautes Gelächter belohnte diese Rache an dem boshaften, alten Ritter, der einige unverständliche Worte murmelte und weiter ging, um seine Galle auch den andern Gruppen mitzutheilen.

Klaus Daa dankte dem kühnen Admiral herzlich für

dieses laut ausgesprochene, günstige Urtheil, das seine Lage plötzlich veränderte. Der Admiral, Klaus Daa und Gottfried von Ghemen blieben in einer Fenstervertiefung stehen und sprachen mit einander von den Schritten, die der junge Mann gethan hatte, um sich zu rechtfertigen, und die er fernerhin zu thun habe.

Die Thür war mehrmals geöffnet worden. Unter den Eintretenden machten sich bemerkbar der prachtvolle Ritter Ivar Lunge und sein Mitbuhler bei jeder Gelegenheit, der niederländische Edelmann Jörgen Tengnagel; sie musterten einander von fern mit eifersüchtigen Augen, während sie wiederum mit Neid von den jungen Hofleuten betrachtet wurden, die noch nicht so schöne, brabantische Spitzen und so prächtige Stickereien gesehen hatten wie die, welche den Anzug dieser Edelleute schmückten. Bei deren Eintritt ward die allgemeine Aufmerksamkeit von denen abgelenkt, welche einen Augenblick vorher fast ausschließlich sie auf sich gezogen hatten.

Die Thür öffnete sich wieder und dies Mal war es ein junger, ziemlich einfach gekleideter Edelmann, der allein eintrat und sich neugierig umsah in der großen Versammlung. Eine leichte Röthe färbte vorübergehend seine Wangen, als er sich von einer so prächtigen Ritterschaft umgeben sah, und er warf einen hurtigen Blick auf seinen armseligen Anzug, der mehr auf das Leben zu Felde als auf einen Saal am Hofe berechnet war. Aber als ob dieser Blick ihn daran erinnert habe, daß er ein Gewerbe auszurichten hätte, nahm er sich zusammen und ging mit festem Schritte zu dem Kämmerer des Königs hin.

Dieser machte eine kleine Bewegung mit dem Stabe gegen ihn und sagte: „Meines Herrn Gnade ist noch nicht zur Stelle.“ Das war die damals gebräuchliche Redensart bei solchen Veranlassungen.

— „Ich will Euch nur schuldigst melden, Herr Kämmerer, daß ich wünsche, mich Sr. Gnaden dem König vorzustellen,“ sagte der junge Edelmann. „Ich bin Gustav Erikson von Wasa, Gesandter des schwedischen Reichsverwesers, Ritters Steen Sture, und habe Brief und Botschaft von meinem Herrn an Se. Gnaden den König gebracht.“

Als man diese Worte laut und auf schwedisch aussprechen hörte, entstand eine allgemeine Stille und Aller Augen richteteten sich auf den jungen Schweden, einige mit Unwillen, andere mit Spott, einzelne mit Mitleiden. Denn Alle waren darin einig, daß es von Gustav Erikson verwegen war, dem König unter die Augen zu treten.

Auch der Kämmerer theilte diese Meinung und indem er einen raschen Blick auf die Thür warf, die dem jungen Schweden so gefährlich werden konnte, wenn er sie betrat, und indem er darauf den Verwegenen betrachtete, der seinem Untergang mit einer Ruhe entgegen ging wie das Kind, das in einer Muschel ins Meer hinaus fährt sagte er mit gedämpfter Stimme: „Herr Gustav Erikson, ich gebe Euch zu bedenken, ob es nicht klüger für Euch selbst wäre, wenn Ihr Euch von dieser Stelle entfernt hieltet, bis Ihr gerufen werdet. Wenn Ihr es nicht wisset, will ich es Euch sagen, daß es Euch an den Hals gehen kann, wenn Ihr Sr. Gnaden vor Augen kommt. Es sollte mir leid thun um einen so

wackern, jungen Mann, wenn er sich etwas zuzöge, das er eben so gut hätte vermeiden können."

— „Herr Camerarius," sagte Gustav, „ich danke Euch von ganzem Herzen für Euer Wohlwollen. Wohl ist es möglich, daß es klüger für mich selbst wäre, mich fern von hier zu halten, aber auf mich kommt es jetzt nicht an. Mein Herr fertigte mich ab mit dem Befehl, Sr. Gnaden unterthänigst Brief und Gruß zu überbringen und mit des Königs Antwort flugs heimzukehren. Ich habe mir den Brief ablocken lassen, weil man mir sagte, daß es so Hofgebrauch sei hier zu Lande, und darauf hat man mich hingehalten mit dem Versprechen, ich solle zum König gerufen werden und Antwort bekommen. Dies ist nicht geschehen, aber Antwort muß ich haben und findet man es vielleicht unpassend, daß ich selbst sie heische, so muß ich dafür büßen als Übertreter der Befehle meines Herrn, wenn es dem König so gefällt. Aber ich würde gleichfalls die Pflichten eines Soldaten übertreten, wenn ich länger anstände, mich dem König vorzustellen und um Antwort zu bitten auf meines Herrn Brief, wie es mir befohlen ist."

Nach diesen Worten trat er zurück mit einem Gruße, als wolle er alle weitere Rede abbrechen über den Entschluß, den er gefaßt habe und auszuführen bereit sei.

Des schwedischen Edelmannes freimüthige Antwort machte eine sehr verschiedene Wirkung auf die Anwesenden. Ritter Stud drängte sich vor unter fortwährendem Geklingel seiner Ärmel; er wollte den jungen Hahn sehen, der so erpicht darauf war, von dem Habicht gerupft zu werden. Klaus Daa schlug die Augen nieder, als Gustavs Blick dem

seinen begegnete, denn der vorsichtige Gottfried von Ghemen hatte ihn mit einigen Worten zu der Überzeugung gebracht, daß er, wenn er hier seine Bekanntschaft mit dem Schweden zu erkennen gäbe, sich selbst schaden würde, ohne ihm einen Vortheil zu stiften. Einige meinten, es sei kränkend, einen schwedischen Aufrührer solche Worte in des Königs Halle sprechen zu hören, und daß er schon dafür den Tod verdiene; Andere, und unter diesen war Otto Krumpen, erfreute der dreiste Muth, der dem jungen Mann aus den Augen leuchtete. Der alte Ove Bilde schüttelte den Kopf; er fürchtete, der König möchte sich so weit hinreißen lassen von seiner Heftigkeit, einen Kriegsmann übel zu behandeln, der gewiß ein besseres Schicksal verdiene. Ivar Lunge hatte die größte Lust, dem biderben Schweden die kostbare Kette, die er selbst trug, um den Hals zu hängen, indem er meinte, ein so tapferer Mann müsse eine Halskette tragen, wenn er sich auch übrigens nicht prächtig kleiden wolle. Und Jörgen Tengnagel musterte Gustavs einfache Tracht mit geübtem Auge und nahm ein Ärgerniß an dem schlechten Schnitte seines Wammses.

Indeß befand sich der Gegenstand dieser Betrachtungen allein mitten im Saal, erröthend wie ein junges Mädchen, als er sich so den Blicken und Bemerkungen Aller ausgesetzt sah.

Die jungen Hofleute waren die Ersten, die ihrer Zunge wieder den Lauf ließen. Sie lachten über Gustav Erikssons verlegene Stellung und blödes Erröthen, über seine schlichten Kleider und Anderes mehr, was die Jugend so geneigt ist, zu bespötteln. Allmählig ward die Unterhaltung lauter,

man erzählte mehrere Geschichten, welche sämmtlich die Absicht hatten, die Schweden in ein lächerliches Licht zu stellen, und belustigte sich so gut wie möglich auf Kosten des Nachbarvolkes. Aber als die Angriffe immer härter und lauter wurden, stieg dem Gustav Erikson das Blut mehr und mehr zu Kopfe und als endlich eine Stimme mitten in dem Haufen sagte: „Laßt uns nur einmal hinüberkommen, so wollen wir ihnen gut aufspielen trotz ihrer Großsprecherei und Hinterlist" — da riß seiner Geduld der Faden und er wandte sich mit glühenden Wangen gegen die jungen Herren.

— „Ob meine Landsleute großsprecherischer sind als die Dänen, mögen Andere beurtheilen als Ihr und ich," sagte er. „Aber ich würde nicht verdienen, ein schwedischer Edelmann zu sein, wenn ich es geduldig anhörte, daß meine Landsleute als hinterlistig gescholten werden, während es doch ein ehrlicher Schwede war, der es verschmähte, die schlafenden Dänen bei Elfsborg zu überfallen, und den Trompetern befahl, zum Angriff auf das Lager zu blasen, das er zur Nachtzeit überraschte, da er sie doch geradezu hätte niederhauen, ohne daß irgend einer noch jemals hätte prahlen können. Daß Aage Johnson deshalb die Schlacht verlor, das kann er mit Ehren ertragen, denn er hat dadurch der Welt bewiesen, daß ein schwedischer Mann ehrlich gegen seine Feinde kämpft und keine Hinterlist anwendet."

Da entstand ein Gemurmel unter den dänischen Herren, das gefährlich hätte werden können für den schwedischen Gesandten und auch für Klaus Daa — welcher sich auf

ziemlich unsanfte Weise den Weg durch den Schwarm bahnte, um sich seinem Reisegefährten zur Seite zu stellen und ihn nöthigenfalls zu vertheidigen — wenn nicht der alte Otto Rud es dadurch verhindert hätte, daß er die Aufmerksamkeit auf sich zog.

— „Ihr habt Recht, mein Freund,“ sagte er zu Gustav Erikson. „Ich kann von der Begebenheit mitsprechen, denn ich war mit in der Schlacht. Ich habe es noch im Gedächtniß, als wenn es gestern geschehen wäre, obgleich es im Jahre **1502** war. Wir lagen vor Elfsborg, das wir den Tag zuvor überrascht hatten; der König, welcher damals noch Prinz war, lag auf dem Schlosse. Wir schliefen Alle wie die Murmelthiere nach so großen Anstrengungen und verließen uns auf die Wachen. Aber wie es oft geht, die Nachtwachen hatten die Posten verlassen und die Tagwachen sie noch nicht eingenommen. Es war die Nacht ein so dicker Nebel, daß man nicht zehn Schritte vor sich sehen konnte. Da überraschte uns Aage Johnson zur Vergeltung und stand plötzlich vor dem Lager mit einer schwedischen Heeresmacht und er hätte einen leichten und vollständigen Sieg über uns allesammt davon tragen können, wenn er gewollt hätte. Aber er hielt es eines Edelmannes unwürdig, einen Königssohn und so manchen braven Ritter im Schlafe zu überraschen, er wollte ehrlich schlagen und ließ deshalb nach Brauch der Altvordern die Trompeter die feindliche Nähe zu erkennen geben. Ich schlief die Nacht mit Anders Bilde zusammen. Er stand auf und bewaffnete sich, aber ich konnte leider meine Rüstung nicht finden und da er sich stracks zum Zelt hinausmachte zum Geschütz und zur Rüstkammer

und mich mir selber überließ, so glaubte ich, er habe mich im Stich gelassen, und es kam nachher zum Streit zwischen uns, denn wir waren Beide hitzig. Aber den legte zuletzt König Hans bei, Gott habe ihn selig, das war ein friedsamer Herr, und ich hatte mich von Übereilung hinreißen lassen. Der König sprach Anders Bilde frei als ehrlichen Mann, denn er hatte die Gewehrkammer gesucht, die ihm anvertraut war, und eben so mich, weil ich als ehrlicher Mann zurückgeblieben war und das Lager mit meinem Fußvolk vertheidigt hatte. Das kostete die Nacht Vielen das Leben, aber wir schützten das Lager und Aage Johnson mußte abziehen und zu entkommen suchen, wobei er seine Fahne einbüßte. Aber das schwöre ich hoch und theuer und will es mit meinem letzten Blutstropfen vertheidigen," fuhr der alte Ritter fort, indem er Stimme und Hand erhob wie zur Bekräftigung, „nie ist eine Fahne mit größerer Ehre gewonnen worden, als diese von Aage Johnson verloren wurde."

Ein dichter Kreis hatte sich allmählig um Otto Rud und Gustav Erikson versammelt, der mit einer tiefen Verneigung dem alten General seinen Dank abstattete für den Beistand, den er ihm geleistet, und für die Gerechtigkeit, die er seiner Nation hatte wiederfahren lassen. Die Unterhaltung drehte sich nun um Kriegsbegebenheiten. Klaus Daa schüttelte Gustavs Hand mit Beschämung, daß er die berechnende Klugheit so lange hatte die Oberhand behalten lassen über die Gefühle seines Herzens. Aber Gustav Erikson fühlte selbst, daß dem jungen Hofmann nicht damit gedient war, sich mit ihm an dieser Stelle zu verbrüdern; er erwiederte daher wohl seinen Handdruck mit Wärme, war

aber wortkarg und zog sich bald zurück in eine der Fenstervertiefungen, wo er sich damit unterhielt, die Steinfliesen im Schloßhof zu zählen.

Die Stille, welche entstand, nachdem dieser kleine Streit ausgeglichen war, verlor sich allmählig in murmelnde Gespräche bei den verschiedenen Gruppen, bis diese wieder unterbrochen wurden, als die Thür zu dem Audienzgemach des Königs sich öffnete und zwei Männer heraustraten, von denen der eine übertrieben geputzt, der andere wie ein schlichter Bürger damaliger Zeit gekleidet war. Der erste war der Junker Diderik Slaghoek, der andere Hermann Willumsen, Sigbrits Bruder. Aber kaum hatten die Anwesenden die beiden Männer erkannt, welche die Ehre gehabt hatten, bei dem König zu sein, während alle die Übrigen draußen warteten, als die Gespräche sich erneuerten und mit noch mehr Lebhaftigkeit als je zuvor, ja sogar mit untermischtem Gelächter, das den Vorgezogenen zu gelten schien.

Hermann Willumsen war ein gerader und verständiger Mann, der es nur seiner Verwandtschaft mit Sigbrit verdankte, daß man etwas gegen ihn hatte. Diderik Slaghoek — der von den Edelleuten der holländische Barbier und vom König und von den Bürgern Junker Slaghoek genannt wurde — nahm einen zu wichtigen Antheil an den damaligen politischen Begebenheiten, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen könnten. Er war ein Westphale von Geburt, Doktor des kanonischen Rechts — also nichts weniger als ein Barbier, wiewohl er arzneikundig war — und ein tüchtiger Chemiker. Er war ein Mann von lichtem Verstande und guter Einsicht in den meisten Dingen und über-

dies von kraftvollem Charakter. Er hatte sich lange in Rom aufgehalten und dort, wie die Geschichtsschreiber berichten, „Gelegenheit gehabt, die niedrige Lebensweise und die unnatürlichen Laster der Geistlichkeit kennen zu lernen;“ er haßte deswegen bis in den Tod Alles, was geistlich war. Aber zum Unglück für sich selbst und für den König, welcher ihm seine Gunst und sein Vertrauen schenkte, hatte er zugleich mit seiner Zuversicht zu der Geistlichkeit auch den Glauben von sich geworfen, den diese lehren sollte. „Er hatte ein edles Kleinod weggeworfen, weil es besudelt ward von unreinen Händen, ohne ein besseres zum Ersatz zu finden. Ohne Religion ward er deshalb ein moralisches Ungeheuer, das alle Mittel zur Erreichung seines Ziels für erlaubt hielt. Dünkel, Wollust und Hoffart beherrschten ihn in hohem Grade. Dadurch stürzte er sich endlich selbst ins Unglück und dadurch trug er nicht wenig bei zu dem Fall seines Herrn.“

So schildert die Geschichte diesen Mann, den Sigbrit im Zollfach anstellte und später in der Finanzverwaltung. Aber überall beleidigte er seine Obern durch Stolz und Pracht. Der König machte ihn endlich zum Erzbischof in Lund — und ließ ihn ein Jahr darauf den Scheiterhaufen in Kopenhagen besteigen, um den Rath zu büßen, den er dem König gegeben haben soll, wovon das Blutbad zu Stockholm eine Folge war. Und selbst auf der Richtstätte war er vom Scheitel bis zur Sohle in rothen Sammt gekleidet mit sammetnen Pantoffeln. Was Wunder, daß er sich an diesem Tage bei der Audienz des Königs durch prächtige Kleidung auszeichnete!

Überall, wohin diese beiden Männer im Saale kamen, sah man nach der andern Seite. Mancher wandte ihnen den Rücken und Jeder strebte, es an den Tag zu legen, daß er den allgemeinen Unwillen theile, den der Adel troß des Königs und der Madame Sigbrit gegen sie hegte. Hermann Willumsen grüßte ehrerbietig nach allen Seiten, aber Diderik Slaghoek vergalt die Verachtung mit Troß und schritt mit stolzer Miene durch den Saal, tief darüber erbittert, daß er in der ganzen, großen Versammlung auf keinen einzigen Blick traf, der ihn zu bemerken schien.

Es war Hoffitte, daß der König zuerst diejenigen rufen ließ, mit welchen er sprechen wollte; dann erhielten die Einlaß, welche etwas anzubringen hatten, und nach diesen Audienzen trat der König hinaus in das Vorzimmer und sprach mit seinen Hofleuten und denen, die ihm aufwarten wollten, ehe er sich zur Mittagsmahlzeit begab, welche gewöhnlich um zehn Uhr ihren Anfang nahm.

Der Erste, der von dem Kämmerer zum König gerufen wurde, war Gottfried von Ghemen. Der König wollte damit dem Bürgerstande schmeicheln und den Adel demüthigen, was er nannte: keinen Unterschied machen, sondern alle Stände gleich behandeln.

Als der Buchdrucker zum König eintrat, saß dieser in einem Lehnstuhl vor einem großen Marmortische, der beinahe bedeckt war mit Papieren und Dokumenten.

Wir besitzen noch zwei Bildnisse von Christian dem Zweiten. Das eine ist ein Brustbild, von einem holländischen Meister das Jahr zuvor gemalt. Wir sehen ihn hier mit braunem, krausem Haar, das unter dem Hut trotzig nieder=

hängt über die niedrige Stirn fast bis auf die Augenbrauen und auf den Wangen sich mit einem dicken Bart vereinigt, der unter dem Kinn sich verdichtend, weit auf den muskelstarken, ganz entblößten Hals hinabreicht. Auf dem Kinn hat er einen breiten Spitzbart und über dem barschen Mund einen dicken Knebelbart, der mit dem Halsbart sich verschlingt. Die Augenbrauen sind stark gezeichnet, aber nur wenig gebogen, die Nase ganz gerade, die Augen haben einen trübsinnigen Blick, die Wangen sind mager mit scharfen Zügen, der Ausdruck klug, streng, trotzig und vielleicht sogar wild. Auf dem Kopfe hat der König einen vorn aufgeschlagenen Hut, dessen Krämpe hin und wieder mit verschiedenen aufgenäheten Zierrathen besetzt ist; mitten über dem rechten Auge sitzt eine große, goldene Agraffe, die einer Kokarde ähnelt. Der Hals ist bloß, ein leinenes Hemde, gefaltet mit ausgenähetem Saum, bedeckt die Brust. Das dicht anschließende Wamms von grünem Sammt ist vorn die Brust herab so weit ausgeschnitten, daß es fast den jetzt gebräuchlichen Damenkleidern gleicht, und überdies mit einer Goldfranze besetzt. Über dieser Tracht hat der König einen Pelz von Goldbrokat, gefüttert und verbrämt mit Zobelpelz, dessen zottiger Kragen breit und flach auf die Schultern fällt. Des Königs eine Hand ruht auf dem Degenknopfe. Darüber steht die Jahrzahl 1515. Dies schöne, auf Holz gemalte und mit Fleiß und Liebe ausgeführte Bild hängt noch heutigen Tages in der königlichen Gemäldesammlung zu Christiansborg.

Das andere Bildniß Christians des Zweiten, in Lebensgröße, nimmt eine Wand des Rathsaales Christians des

Vierten im Schlosse zu Frederiksborg ein. An den schärferen Zügen sieht man, daß er hier in höherem Alter gemalt ist als auf dem ersteren. Er ist hier in der Rüstung, Beine und Füße bedeckt mit Stahlschienen, über dem Harnisch trägt er ein kurzes Wamms von hochrothem Sammt, dicht besäet mit kleinen Goldkronen und mit Hermelin verbrämt. An der Seite hat er ein langes Schwert, dessen Spitze beinahe den Boden erreicht. Über dem rechten Arm hängt ein sammetner, mit Hermelin verbrämter Mantel. Das Haupt ist unbedeckt. Der Ausdruck des Gesichts ist auf diesem Bilde weniger trotzig als auf dem erstgenannten; durch die kummervollen Züge drängt sich die zurückgepreßte Heftigkeit, die diese Wangen gefurcht und kenntliche Spuren schrecklicher, im Kampf mit Menschen und Leidenschaften zugebrachter Stunden hinterlassen hat. Es scheint, als ob dieser beständige Kampf trotz seiner kräftigen Glieder seinen übermäßig angestrengten Geist beinahe ermattet hat, denn seine Gesichtszüge entsprechen nicht ganz der kriegerischen Stellung und der Stahlrüstung. Man fürchtet nicht, daß er in diesem Augenblick das Schwert ziehen wird, aber man fühlt sich überzeugt, daß er, wenn er es zöge, ein furchtbarer Gegner sein und Tod und Untergang um sich her verbreiten würde.

Diese Bildnisse sind um so werthvoller, da die Geschichte uns nichts über sein Äußeres aufbewahrt hat und nur sagt, daß er „weder im Gesicht noch in Sitten seinem Herrn Vater glich, weshalb Einige fälschlich ausstreuten, er sei kein leiblicher Sohn des Königs Hans.“ — Die einzige Äußerung, welche sein Aussehen näher beschreibt, findet sich in dem Tagebuche Albrecht Dürers, wo er erzählt, daß

er in Brüssel des Königs Bild gemalt habe; sie beschränkt sich aber auf die wenigen Worte, daß er gesehen habe, wie sich das Volk verwunderte, den König von Dänemark zu sehen, denn er war „ein sehr mannhafter, schöner Mann.“ —

— „Nun, Meister Gottfried,“ sagte der König zu dem Buchdrucker, welcher demüthig an der Thür stehen blieb, „tritt näher! Ich habe Dich rufen lassen, um mit Dir von der Gelehrsamkeit hier zu Lande zu sprechen. Komm näher und sag uns, warum es so lange währt, ehe wieder ein neues Buch aus Deiner Werkstatt kommt. Es ist nun fünf Jahre her, seit das letzte erschien. Laß uns bald einige gute Schulbücher mehr machen statt der schlechten, die ich auf dem Markt habe verbrennen lassen, denn sie waren voll Dummheit und Aberglauben. Ich weiß, daß ich thue, was ich kann, um zur Abfassung guter, dänischer Bücher aufzumuntern, aber allein vermag ich nicht Alles.“

Und nun entspann sich ein langes Gespräch zwischen dem König und Gottfried von Ghemen, nach dessen Beendigung der König fragte, welche Leute in der Vorhalle noch warteten. Der Buchdrucker nannte etliche, wobei er die Vorsicht gebrauchte, diejenigen zuerst zu nennen, welche, wie er wußte, am mindesten gut bei dem König angeschrieben waren, dessen Gesicht sich auch allmählig mit jedem Namen seiner Anhänger mehr aufklärte. Endlich nannte er auch Klaus Daa.

— „Was? Der junge Straßenräuber, der meinen Landfrieden bricht und gegen friedliche Bürger Gewalt übt?“ brach der König mit Heftigkeit aus.

— „Allergnädigster Herr," sagte Gottfried von Ghemen, „es kann gewiß viel pro und contra gesagt werden in der Sache und es scheint, daß er thätige Feinde bei Hofe hat. Aber es ist sein Glück, daß Euer Gnaden Niemanden ungehört verurtheilt, und deshalb mögt Ihr mir erlauben, unterthänigst zu melden, was ich davon erfahren habe; vielleicht werdet Ihr ihn dann minder strafbar finden."

Und nun vertheidigte der Buchdrucker den Klaus Daa umständlich und bemühte sich, zu beweisen, daß er nicht die Übelthat begangen habe, die man ihm aufbürden wolle. Madame Sigbrit, welche mit dem jungen Mann gesprochen habe, sei derselben Meinung, sie glaube auch, daß er unverdienter Weise in Verruf gekommen sei. Dies Argument, das er bis zuletzt versparte, stimmte den König milder, da er großes Vertrauen auf Sigbrits Urtheil in den meisten Angelegenheiten setzte und es wohl leiden konnte, daß sich der stolze Adel vor ihr demüthigte.

— „Wir wollen ihn selbst verhören," sagte der König, „und es soll uns lieb sein, wenn er freigesprochen werden kann. Er ist eines braven Mannes Sohn, aber es ist nicht immer der Fall, daß Art auf Art folgt, und es kommt oft ein schwarzes Junges aus einem weißen Ei. Mich soll verlangen, zu erfahren, wer ihn mir vorstellen wird. Ist er allein gekommen?"

— „Gnädiger Herr, es sind sonderbare Zeiten, in denen wir leben," sagte der Buchdrucker lächelnd, denn er wußte voraus, daß das, was er jetzt sagen wollte, bei dem König Eingang finden würde. „Es sind schwere Zeiten und es fehlte nicht viel, so hätte ich, der ich nur ein ein-

facher und geringer Bürger bin, für einen hohen Edelmann bei Euer Gnaden gutsagen müssen; denn da Alle wußten, daß er im Verrufe stand, wollte keiner von den Seinigen ihn kennen, als er in Euer Gnaden Vorzimmer trat."

— „Ei, Meister Gottfried, Ihr seid mir gut genug, einen Edelmann vorzustellen," sagte der König. „Ich will Niemandem rathen, die Achseln zu zucken gegen einen Bürger, so daß ich es sehe."

— „Ich danke Euer Gnaden für Euer Wohlwollen für meinen Stand. Kopenhagens Bürger wissen, daß Ihr ihnen hold und gewogen seid, und beten zu Gott für Euch und lieben Euer Gnaden mit treuem Herzen. Aber Herr Klaus Daa hat einen bessern Bürgen gefunden, denn ich hörte eben den Reichsadmiral sagen, daß seine Sache nicht so schlimm stände, daß er ihn nicht selber Euer Gnaden vorstellen wollte, wenn seines Vaters Namen nicht Empfehlung genug wäre."

— „Hm! Die Wahrheit zu sagen, hätte ich nichts dagegen gehabt, daß Ihr ihn einführtet, und wäre es auch nur gewesen, um zu zeigen, daß ich einen braven Bürger wie Gottfried von Ghemen völlig eben so hoch achte wie irgend einen Edelmann in ganz Dänemark und selbst wie den Reichsadmiral."

Mit diesen freundlichen und schmeichelhaften Worten verabschiedete der König den Buchdrucker und ließ den Admiral rufen.

— „Und Ihr seid es, Sören Nordby, der für einen Mann gutsagen will, der meinen Frieden gebrochen hat?"

sagte der König mit einer Miene, die mehr ungnädig als gnädig aussah.

— „Euer Gnaden Hochmögenheit, ich will für Klaus Daa gutsagen,“ antwortete der Admiral mit fester Stimme, „und wenn jener Mann Euern Landfrieden gebrochen hat, will Sören Nordby die Strafe dafür leiden.“

— „Ei, Sören, Ihr seid Eurer Sache sehr gewiß,“ sagte der König mit milderer Stimme. „Je ärgerer Schalk, je besseres Glück, und er muß ein großer Schalk sein, denn er hat zwei Männer bethört, die nicht zu den dümmsten gehören.“

Der Admiral vertheidigte Klaus Daa eben so wie Gottfried von Ghemen und erzählte dann dem König den Auftritt mit dem boshaften Ritter Stud, worüber der König recht herzlich lachte.

— „Aber er ist unter verdächtigen Umständen in die Stadt gekommen,“ sagte der König, „in Gesellschaft eines Mannes, der nicht viel besser ist als ein Aufrührer gegen seinen rechtmäßigen, erkiesten und erkorenen König. Was sagt Ihr dazu?“

— „Gnädigster Herr, Ihr zweifelt wohl nicht daran, daß Sören Nordby Euer treuer Diener ist. Dennoch würde er nicht Anstand nehmen, denselben Weg zu reiten mit einem Abgesandten, der Botschaft bringt, um Feindschaft und Zwietracht auszugleichen. Und daß Klaus Daa ein braver Edelmann ist, davon will ich Beweis geben, denn es ist leicht, einen Menschen im Wohlergehen anzuerkennen, aber nur ein Edler erkennt ihn an, wenn er in Gefahr ist.“

Und nun erzählte der Admiral, wie Klaus Daa seinen

Reisegefährten nicht verläugnet habe, als Alle sich von ihm zurückzogen und Einige sogar es wagten, ihn zu verhöhnen. Dann erzählte er den Streit mit den jungen Hofleuten. Es besänftigte den König einigermaßen gegen Gustav Erikson, daß er die frechen, jungen Edelleute gedemüthigt hatte, und er konnte nicht umhin, einzuräumen, daß das Benehmen des Klaus Daa bei dieser Gelegenheit ritterlicher gewesen sei als das der Andern. Aber als der Admiral auf manchen Umwegen endlich damit herausrückte, daß der schwedische Bote sich erdreistet habe, in das Vorzimmer zu kommen mit der Absicht, sich dem König ungerufen vorzustellen, ward der König wild und seine Heftigkeit flammte so rasch empor, daß Sören Nordby nicht im Stande war, sich auch nur mit einem Worte Gehör zu verschaffen. In solchen Augenblicken war der König furchtbar anzusehen. Die Augen blitzten, die Augenbrauen bewegten sich auf und nieder, die Lippen bebten, die Wangen wurden bald roth, bald blaß und das ganze Gesicht verzerrte sich. Sören Nordby war einer von den Wenigen, welche davor nicht zitterten, ja er hatte sogar den Muth, selbst diesen Sturm hervor zu rufen, wenn er wie in diesem Falle glaubte, daß es das Beste sei, ihn ausrasen zu lassen, um größeres Unglück abzuwehren.

— „Guds Droß! Das wagt er!" brach der König aus, sprang auf mit geballter Hand und begann zu stammeln: „Ei, ei, ei! Ich will ihn an den höchsten Galgen hängen lassen, den schwedischen Verräther, zum Fraß für Raben und Krähen und Andern zum Schrecken und zur Warnung."

Und nun folgte ein Strom von Erbitterung, der sich unmöglich beschreiben läßt. Aber der Admiral wußte, wie man mit dem König umgehen mußte. Er ließ die Wuth eine geraume Zeit rasen, bis er merkte, daß sie anfing, sich zu legen, und nun widersprach er nicht oder machte Vorstellungen, im Gegentheil, er that, als ob er die Ansichten des Königs theile, und schaffte auf diese Weise entgegengesetzten Ansichten Eingang. Durch diese Kriegslist hatte der biderbe Mann, dessen Charakter dem König unbedingt Achtung und Vertrauen einflößte, mehr als ein Mal es vermocht, seinen heftigsten Zorn zur Versöhnlichkeit umzustimmen.

— „Befehlen Euer Gnaden, daß ich ihn auf der Stelle gefangen nehmen lasse?“ sagte der Admiral endlich und fügte rasch hinzu, ehe der König Zeit hatte, zu antworten: „Es wird leicht gethan sein, denn er ist allein und so gut wie unbewaffnet gekommen und die frechen, jungen Herren, denen er vorher den Mund stopfte, werden nichts mehr wünschen, als ihn ihrer zehn zu umringen und zu binden. So bleibt dann nichts übrig, als ihm das Geleit zu versagen, das einem Friedensboten zukommt nach uralter Sitte und Gewohnheit, und ihn wie einen feigen Dieb aufzuknüpfen, und es wäre ein Wunder, wenn es nicht einer der Bischöfe auf sich nähme, den nöthigen Beweis zu führen, daß man mit ihm rechtlich verfahren habe.“

Diese Bemerkung wirkte auf den König und allmählig besänftigte sich sein Zorn, aber wie ein empörtes Meer fortfährt zu wogen und gefährlich zu befahren ist, noch lange, nachdem sich der Sturm gelegt hat, so war es für jetzt nicht

gerathen, dem König nahe zu kommen, obschon er seinen Platz im Lehnstuhl bereits wieder eingenommen hatte und nicht mehr davon sprach, den schwedischen Sendboten aufknüpfen zu lassen. Da ward das Gespräch sehr zu gelegener Zeit durch den Schall von Pfeifen und Trommeln unterbrochen.

— „Was giebts da? Was ist das für ein Lärm?" fragte der König barsch.

Der Admiral war zum Fenster gegangen, von wo man einen Theil der Stadt übersehen konnte.

— „Das ist der hochehrwürdige Vater in Gott, der Erzbischof von Lund mit seiner Dienerschaft, der hierher zieht mit Pfeifen und Trommeln von seinem Bischofssitz zu Sankt Nikolai, als ob er das Schloß berennen wolle."

Der Admiral theilte des Adels allgemeinen Unwillen gegen den hochmüthigen Erzbischof Birger, der von bürgerlicher Abkunft war. Es kam ihm sehr gelegen, den Erzbischof zum Ableiter des königlichen Zorns zu gebrauchen.

— „Zehn, zwanzig, funfzig — — — zweihundert Diener und ein Mandel Mönche. Das nenne ich ein Gefolge für einen geistlichen Mann, der sich der Demuth befleißigen sollte," fuhr der Admiral fort, der noch beim Fenster stand. „Es ist nicht so ungereimt, daß er sich Wir schreibt und von Gottes Gnaden."

Der König trommelte mit den Fingern auf den Tisch und mit wachsender Stärke. Der Admiral that, als ob er es nicht merkte.

— „Nun sind sie bei der Zugbrücke. Die Hälfte der Dienerschaft bleibt doch draußen, wie es aussieht, nebst den

Musikanten, die andere Hälfte folgt dem Bischof zum Schloß hinein. Hm! Er geht über die Brücke wie ein Triumphator. Man sollte glauben, daß wir in offenbarer Fehde mit dem heiligen Mann lebten, es ist ein völliger Landsturm, den er auf uns los führt."

— „Ja, ich will ihn stürmen," brach der erbitterte König aus, dessen Heftigkeit zunahm, so daß er stammelte und kaum Worte finden konnte. „Ei, ei, ei! Er will den König spielen! Er führt mehr Gefolge mit sich, als wir selbst gebrauchen! Guds Droß! Ich will ihm weisen, wer Krone und Scepter trägt! Ich habe den Glatzköpfen verboten, mit Pfeifen und Trommeln zu gehen; es ist eine Verspottung der heiligen Kirche. Ich habe es verboten und verordnet, daß der Erzbischof nur zwanzig Mann Bewaffnete halten soll mit Ausnahme des nöthigen Klerus und die Bischöfe zwölf bis vierzehn Mann. Und er kommt mir mit einem ganzen Heer, meinem königlichen Verbot zum Trotz! Ha! Möchte ich den Tag erleben, wo ich diese Bischöfe zermalmen könnte, die jetzt unsern Meister spielen! Möchte ich den Tag erleben!"

— „Guds Droß! So soll es nicht bleiben, sonst mag der Teufel König in Dänemark sein. Sie verlassen sich auf unser Versprechen wie auf ihr confiteor, aber sie sollten bedenken, daß ich, als ich dies unterschrieb, nicht der Meinung war, solche schändliche Bedingungen zu halten. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Sie glauben, daß sie sicher sind, weil sie mir die Hörner genommen haben, aber sie haben vergessen, daß auch ein Ochse ohne Hörner stoßen kann. Ich will es sie fühlen lassen, ja, ich will es sie fühlen

lassen, wenn es Zeit ist. Noch ist die Zeit nicht da, aber jeder Tag bringt den jüngsten Tag näher, heißt es. Ich werde über sie kommen, wenn sie es am wenigsten erwarten und wenn sie am sorglosesten sind, denn ich werde ein Meister sein in der Heuchelei so gut wie irgend ein Bischof."

Des Königs Heftigkeit hatte einen furchtbaren Grad erreicht, aber er bewies die Wahrheit seiner Behauptung, daß er ein Meister in der Verstellungskunst sei, denn fast in demselben Augenblick wandte er sich an den Admiral und sagte: „Laßt das zu einem Mann ohne Ohren gesagt sein, Sören Nordby, was der König eben gesagt hat, und es soll Euer Schade nicht sein. Laßt den Erzbischof nur kommen, er soll seinen Mann finden. Ich will seine Anmaßungen noch eine Weile füttern, daß er sich bis obenan füllen kann, aber es soll ihm nicht geschenkt sein, er soll die Zeche bezahlen, so wahr ich König bin, und um so theurer. Laßt ihn nur kommen, wir werden schon noch den Tag erleben, wo er an meine Thür pocht und um Erlaubniß bittet."

Einen Augenblick nachdem der Admiral den König verlassen hatte, trat der Erzbischof seinem Privilegium zufolge ungerufen und unangemeldet in das Audienzgemach.

Es waren zwei Mächte, die hier einander gegenüberstanden, der König und die Kirche. Der gebieterische Erzbischof Birger, Sohn eines geringen Küsters oder Kirchensängers, angethan mit seiner vollen, pontifikalischen Pracht, strahlend von Goldbrokat und Edelsteinen, stand stolz und trotzig Christian dem Zweiten gegenüber, dem Sprößling von Fürsten und Königen, dessen bescheidene, schwarze,

spanische Tracht weit mehr als die des Erzbischofs dem Worte der Schrift von der Demuth entsprach, deren sich ein Diener Gottes befleißigen soll. Diese beiden Mächte haßten einander, denn das, weshalb sie stritten, war nichts Geringeres als das irdische Gut und die zeitliche Macht. Der Kampf ward fast offenbar zwischen ihnen geführt mit allen Waffen, die ihnen zu Gebote standen. Beide Mächte standen vereinzelt, aber die Stellung der Geistlichkeit war die gefährlichste, denn dieser Stand ward von dem Adel gehaßt und von dem Volk verachtet. In ihrem übermüthigen Stolz verkannte sie es, wie nahe sie dem Abgrund stand, und es fiel ihr mit keinem Gedanken ein, daß der Adel, welcher so viele Mitglieder in diesem Stand zählte, im entscheidenden Augenblick sich dennoch gegen sie wenden werde. Dies sah vielleicht der König ein, aber was er kaum glaubte, war dies, daß die Gewalt des Adels wachsen werde, sobald die der Geistlichkeit gebrochen sei, und daß er aus den zusammenstürzenden Ruinen sich eine noch festere Wehr gegen die königliche Macht bilden und deren Bedeutung fast ganz vernichten werde.

Nach den ersten, salbungsvollen Grüßen trat der Erzbischof mit einer Klage auf gegen einen der Lehnsmänner des Königs, der seiner Meinung nach eines der Klöster in Schonen beeinträchtigt habe, wofür der Erzbischof Genugthuung forderte.

— „Ich höre nichts Anderes als Klagen und Rechtsforderungen, hochehrwürdiger Vater,“ sagte der König ungeduldig. „Von früh Morgens bis spät Abends stimmt die Kirche eine ununterbrochene Litanei von Beschwerden an.“

— „Wir würden schlecht das Amt verwalten, womit uns der heilige Vater betraut hat, wenn wir das gute Recht der Kirche von weltlichen Beamten schmälern ließen,“ sagte der hochmüthige Erzbischof, ohne sich im Geringsten um des Königs Ungeduld zu kümmern. „Es ist schon hart genug für die Klöster, daß sie Quartiergeld an die Krone zahlen sollen, denn es ist keine geringe Ausgabe, Kriegsvolk und Pferde in volle Verpflegung zu nehmen, wie Ihr sie, durchlauchtigster König, den Klöstern zuschickt und welche oft das ganze Jahr bleiben, nicht von dem Ärgerniß zu sprechen, das diese weltliche Kriegsmannschaft oft unsern eignen Dienstleuten durch ihr schlechtes Beispiel giebt. Aber wenn Lehnsmänner verlangen, daß mehr Leute in Quartier genommen werden sollen, als übereingekommen, so geht das zu weit und darf dergleichen nicht stattfinden. Nimmt so etwas überhand, so haben wir nichts Anderes zu thun, als darüber bei dem heiligen Vater in Rom Klage zu führen, dessen Legat wir sind, und da wird der Kirche wohl der Gehorsam zu Theil werden, der ihr zukommt. Wenn ein solcher Lehnsmann von dem Bann getroffen wird, den er hinlänglich verschuldet hat und den wir längst selber über ihn hätten aussprechen können, sofern wir es nicht vorgezogen hätten, erst mildere Mittel zu versuchen, so mag er es sich selbst und denen zuschreiben, die über ihm sind.“

Der König hatte Mühe gehabt, seinen Zorn zu bezwingen während dieser langen Klagerede; nichts desto weniger war er so weit Herr über sich selbst, daß er mit ruhiger Stimme und überlegenem Lächeln sagen konnte: „Ei, wollt Ihr klagen über uns in Rom? Das kommt mir gelegen,

denn da ich über Euch klagen will, können wir uns über die Ausgaben vereinigen, welche diese kostbare Reise erfordern wird. Ich habe stark daran gedacht, unsern Reichsrath Antonius Fürstenberg nach Rom an den heiligen Vater selbst zu senden, um Recht zu erhalten gegen die aufsätzigen Prälaten, welche mir ewig Verdruß machen und im Bündniß stehen mit den abscheulichen Lübeckern und mit dem Herzog von Holstein. Es ist die Zeit, daß alledem ein Ende gemacht werde, und ich habe es längst satt, davon zu sprechen."

— „Durchlauchtigster Fürst," sagte der Erzbischof, welcher nicht wußte, ob der König scherzte oder im Ernst sprach, „es würde sich schneller machen, wenn Ihr Eure Klage führtet vor des heiligen Vaters Stellvertreter, der hier vor Euch steht. Ich wüßte jedoch nicht, daß Euer Gnaden irgend Grund zur Klage hätte."

— „Nun wohl," sagte der König, „so will ich Euch sagen, was ich davon denke. Diese frommen Bischöfe machen es mir zu bunt und lassen sich zu viele Vergehungen zu Schulden kommen, als daß ich länger dazu schweigen könnte, wenn ich nicht als ein unchristlicher König erscheinen will. Der eine, obgleich er das Gesetz der Keuschheit kennt, unterhält seine Schwestertochter bei sich in seinem Hause, während der Mann noch lebt, und muntert Alle auf, seinem schamlosen Beispiel zu folgen. Er hat sie gemeinschaftlich mit seinem Blutsverwandten, dem ältern Bischof. Er wüthet gegen seine Untergebenen und gegen Jedermann und besoldet Angeber, welche die einfältigen Bauern bestricken und sie bei jeder Gelegenheit mit allerlei Hinterlist ihrer

Güter berauben. Der andere weiß den ganzen Tag nichts vorzunehmen, als sich einen Rausch zu trinken und Mord und Streit und Hader und andere Unthaten zu veranlassen. Der dritte besitzt die Schlechtigkeiten von allen Beiden und setzt seine größte Ehre darein, im Trinken den Preis zu gewinnen. Mich dünkt, daß meine Klagen wohl die Eurigen aufwiegen, hochehrwürdiger Vater. Denn hier kommt es auf etwas mehr an als auf eine elende Einquartierung und dergleichen weltliche Dinge."

Der Erzbischof fand es passend, den Ton herab zu stimmen und dadurch einer bestimmten Antwort auf diese Beschuldigungen zu entgehen. Er brachte das Gespräch auf die gezwungenen Anleihen, welche die Könige zu verschiedenen Zeiten bei den Klöstern gemacht, diese aber nur kümmerlich hätten entbehren können, weshalb sie auch wieder vielleicht etwas eifriger hätten zu Werke gehen müssen, um ihre Außenstände bei dem Volk einzutreiben, als es streng genommen zu billigen gewesen wäre; aber das müsse man ihnen auch nicht zu hoch anrechnen, da es vornehmlich und fast bloß zur Verbreitung der Ehre Gottes auf Erden geschehen sei, dessen Reich nicht bestehen könne, wenn die Geistlichkeit nicht die hierzu nöthigen, gesetzlichen Einkünfte beziehe.

— „Die Ehre des Reiches Gottes besteht durch manche sonderbare Mittel," sagte der König. „Wir haben eine Verordnung ausgehen lassen, wie es soll gehalten werden mit Schiffbruch und Strandgütern, aber die bortumschen Bischöfe haben sich nicht daran gekehrt; sie meinen, das Reich Gottes verliert durch eine solche Verordnung. Nach

meiner Meinung ist es aber durchaus unchristlich, so zu verfahren bei Schiffbrüchen an den Landesküsten, wie es zumal die Bischöfe machen. Sie haben es dahin gebracht, daß man die dänischen Küsten mehr scheut als die heidnischen, denn man schlug die armen Gestrandeten todt, um sie ihrer Güter zu berauben — — — zu Gottes Ehre."

— „Es ist wohl möglich, daß die Kirche bisweilen einen geringen Vortheil von dem Strandgute gehabt hat," sagte der Erzbischof, „aber Euer Gnaden wird sich durch diese Verordnung selbst eines großen Theils Eures Einkommens berauben und dies solltet Ihr wahrlich zuvor bedenken."

— „Ich weiß wohl, daß ich dabei siebzigtausend Gulden jährlich verliere, und das ist keine geringe Summe zu einer Zeit, wo Bischöfe und Gutsbesitzer nur geringe Kriegssteuer geben und wir die Bürger und das gemeine Volk um Beiträge zu den Bedürfnissen des Landes bitten müssen. Aber Niemand soll mit Recht von Christiern dem Zweiten sagen können, daß er Menschenleben um Geld verkauft und Schandthaten des Gewinns wegen hat geschehen lassen. Nein, es soll bleiben, was wir verordnet haben, Schiffbrüchige sollen wohl behandelt und ihnen geholfen, die Güter für einen bestimmten Lohn geborgen und von dem leblosen Wrack alles Gut in der nächsten Kirche wie ein Heiligthum Jahr und Tag aufbewahrt werden, damit der rechte Eigenthümer Zeit habe, sich zu melden. Die Lehnsmänner sollen öffentlich Rechenschaft ablegen über Strandgüter, so daß der König nicht in üblen Ruf komme. Und das will ich wohl gehalten wissen, so wahr ich ein rechter

König bin, der sein Christenthum weiß, denn thäte ich anders, so wäre es eine Sünde und Schande."

Und mit diesen Worten entließ der König den Erzbischof, der sichtlich unzufrieden war mit der Wendung, welche das Gespräch genommen hatte. Nachdem er dem König den Segen ertheilt hatte mit hochmüthiger Salbung, verließ er das Gemach. Der König sah ihm nach und strich sich mit der Hand über den Mundbart, als wolle er ein Lächeln tilgen, das auf einen Augenblick seine Lippen bewegte. Als der würdige Bischof Ove Bilde darauf zur Audienz gerufen wurde, war jede Spur des Zorns verschwunden und der König sprach mit dem alten Reichsrath, als ob dieser nicht zu demselben Stand gehörte wie der Erzbischof und die Prälaten. Für Ove Bilde hatte er ungetheilte Achtung und auf gleiche Weise urtheilten alle Stände über diesen Mann, der mit einem redlichen und unbestechlichen Charakter große Gelehrsamkeit und viel Bildung verband. Mit ihm überlegte der König die Antwort, die dem schwedischen Sendboten gegeben werden sollte, und übertrug es diesem seinem Kanzler, Gustav Erikson mit der Botschaft abzufertigen, daß der König einwillige in die von dem Reichsverweser vorgeschlagene Zusammenkunft und ihm näheren Bescheid ertheilen werde über die Zeit, wann es Sr. Majestät, dem König der drei vereinten Reiche, beliebe, Steen Sture zu dieser Zusammenkunft einzuladen.

So wurden Alle die getäuscht, welche erwartet hatten, daß dem schwedischen Edelmann der Eintritt in das kopenhagener Schloß den Kopf kosten würde.

Nachdem noch viele Andere theils zum König hineingerufen wurden, theils Audienz begehrt hatten und mehrere wichtige Staatsangelegenheiten abgehandelt waren, trat der König endlich hinaus in das Vorzimmer, um die zu sehen, die gekommen waren, ihm die Aufwartung zu machen. Unter diesen befand sich auch Ritter Jörgen Tengnagel, der sich die gnädigste Erlaubniß ausbat, dem König eine Kalesche schenken zu dürfen, die er vom Ausland mitgebracht hatte und die noch eine große Seltenheit war.

— „Wir werden stark mit Kaleschen versehen," sagte der König lächelnd. „Wir sind nur in Verlegenheit, sie bei einer geziemenden Gelegenheit zu gebrauchen. Gestern schenkte uns Ivar Lunge eine prächtige Kalesche, die er aus Frankreich mitgebracht hatte und worin wir mit unserer Königin fahren können, und heute bekommen wir noch eine. Ich hätte nicht geglaubt, daß so viele Arten Kaleschen in der Welt wären, wie es den Anschein hat, denn Ihr sagtet mir gestern, Ivar Lunge, daß die Eure ihresgleichen nicht habe."

— „Gnädigster Herr," antwortete Ivar Lunge mit einer tiefen Verneigung, „wenn Herr Jörgen Tengnagel Euch eine Kalesche offerirt hat, so ist damit nicht gesagt, daß sie der meinigen gleicht. Und ich erdreiste mich noch zu behaupten, daß die, welche Ihr gnädigst von mir angenommen habt, ihresgleichen nicht hat, denn sie ist kürzlich in Frankreich erfunden und als ich das Vaterland verließ, hatten nur der König von Frankreich und die Prinzen von königlichem Geblüt sich eine solche angeschafft und deshalb

war es auch meine Meinung, daß es eine Gabe für einen König sei."

— „Ihr seid sehr höflich, Herr Ivar Lunge, sowohl gegen mich wie gegen meine gnädige Frau. Auch Euch danke ich, Herr Jörgen Tengnagel, für Eure freundliche Gabe."

— „Ich sehe wohl, daß ich zu spät gekommen bin mit meiner geringen Gabe," sagte Jörgen Tengnagel mit einem ärgerlichen Seitenblick auf Ivar Lunge, „nachdem mein Nebenbuhler mir bei Euer Gnaden mit einer zuvorgekommen ist, die sich eines königlichen Ursprungs rühmen kann, was die meinige freilich nicht vermag. Dennoch ist die meinige nicht minder wohlgemeint, als wenn sie von einem Glücklicheren gekommen wäre."

— „Ei, ei! Glaubt Ihr, daß ich daran zweifle? Wenn Ihr des Landes Sitte besser kenntet, würdet Ihr wissen, daß der Däne dem geschenkten Gaul niemals schaut ins Maul. Ein Geschenk macht immer Freude. Jeder giebt nach Vermögen und Gelegenheit und hier zu Lande denken wir nicht immer, daß eine arme Frau ein Hühnerei giebt, um ein Gänseei dafür wieder zu bekommen. Ihr seht so ungehalten aus, Mann, daß ich beinahe versucht werde, zu glauben, Ihr habt etwas im Auge mit Eurer Gabe," fuhr der König fort, der Jörgen Tengnagels Absicht durchschaut hatte. „Ihr erinnert mich an das alte Wort: Mit Geschenken macht man Mönche andächtig, Feinde freundlich und Alle willig. Aber wir lassen uns nicht bestechen. Ihr begehrt von uns, daß wir Euch sollen den Vorzug geben vor Ivar Lunge, der ein geborner Däne ist, und Euch zum Obersten des Fußvolks machen. Und dagegen würden wir nichts

haben, wenn Ihr beweisen könnt, daß Ihr besser erfahren seid in allerlei Kampf- und Ritterspiel als Ivar Lunge, denn es kommt uns nicht darauf an, ob Jemand ein Däne oder Niederländer ist, sondern darum ist es uns zu thun, daß unsre Soldaten im Krieg gut angeführt werden. Wir wollen ein Turnier anstellen in unserm Weingarten aufs Baldigste und da sollt Ihr Beide uns zeigen, was Ihr könnt. Wir wollen da selbst Richter sein. Und der, welcher sich da am besten hält, soll die Bestallung erhalten und unser Oberster werden, denn es soll nicht von uns gesagt werden, daß wir mit uns um unsere Aemter handeln lassen. Nein, bei Gott, so fahren wir nicht und wenn man uns eine kaiserliche Kalesche schenkte."

Der König lächelte zufrieden wie immer, wenn er zwei Edelleute gegen einander gehetzt hatte. Beide Ritter bückten sich und gaben ihre Einwilligung in dieses Urtheil zu erkennen. Darauf ging der König weiter im Kreise und blieb bei Sören Nordby stehen, der ihm Klaus Daa vorstellte. Der König heftete ein Weilchen seinen Blick auf ihn und nöthigte ihn durch dessen Schärfe, die Augen nieder zu schlagen, worauf er sagte: „Ihr habt Euch zwei sichere Bürgen bei mir gewonnen, den Admiral und Meister Gottfried von Ghemen, und der, für welchen mir einer von diesen beiden Männern bürgt, soll mir als gut gelten, wenn er auch nicht Eures Vaters Sohn wäre."

Der König sah rasch im Kreise umher, um zu bemerken, ob einer vom Adel die Nase rümpfte bei dieser Zusammenstellung eines einfachen Bürgers und eines der ersten Männer des Reichs. Aber Alle hatten ihre Aufmerksamkeit

auf Klaus Daa hingerichtet, der mit einer tiefen Verbeugung des Königs gnädige Äußerung aufnahm.

— „Es ist mehr von Euch gesprochen, als gut ist für einen jungen Mann,“ fuhr der König fort. „Es sollte mir lieb sein, wenn Ihr beweisen könntet, daß Ihr nicht aus der Art geschlagen seid, sondern eben so wacker das Ritterspiel versteht wie Euer Vater zu seiner Zeit. Ihr werdet Gelegenheit dazu finden beim Turnier und ich lade Euch ein, sie zu benutzen.“

— „Hochmächtigster Herr,“ antwortete Klaus Daa mit unterthänigem Gruß, „mein Schild soll mit Eurer gnädigsten Erlaubniß an jenem Tag aufgehängt bleiben vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne und ich werde den Kampf mit Jedem aufnehmen, der mir die Ehre erzeigen will, sich mir zu stellen, sei es mit stumpfen oder mit scharfen Waffen.“

— „Die letzteren üben am besten,“ sagte der König. „Eine stumpfe Scheere macht Einen schiefmäulig. Aber es wird Euch nicht an Gegnern fehlen, denn unsere Edelleute werden nicht die Gelegenheit versäumen, Ruhm und Ehre zu verdienen.“

Diese Einladung erregte eine frohe Bewegung unter den jungen Hofleuten, die sich danach sehnten, ihre Fertigkeit im Ritterspiel zu beweisen.

Als der Küchenmeister — oder nach jetzigem Sprachgebrauch der Hofmarschall — Niels Lynge hierauf dem König meldete, daß „das Essen angerichtet sei, wenn es Sr. Gnaden beliebte,“ und daß die Königin auf seinen Befehl warte, um sich mit ihren Jungfrauen in den Speisesaal zu

begeben, brach der König die Unterhaltung ab und begab sich zur Tafel, begleitet von den meisten derjenigen Anwesenden, denen ihr Rang im Staat oder ihre Stellung bei Hof den Anspruch gab, an solchen Tagen am königlichen Tisch zu speisen. Klaus Daa befand sich unter diesen.

Als ob sie darüber übereingekommen wären, blieben die beiden Nebenbuhler zurück. Bei dem Ausgang des Vorzimmers blieb Jörgen Tengnagel stehen und in demselben Augenblick warf er einen schweren, hirschledernen Handschuh seinem Gegner vor die Füße. Ivar Lunge zog seinen Degen mit einem wohlzufriedenen Lächeln, zog den Handschuh von seiner rechten Hand, durchbohrte ihn mit der Degenspitze und überreichte ihn so seinem Gegner mit feierlichem Gruß. Jörgen Tengnagel riß ihn von der Degenspitze und entfernte sich rasch. Ivar Lunge durchstach Jörgen Tengnagels Handschuh am Boden, hob ihn auf und trug ihn auf dem Degen, bis er draußen vor der Halle seinem Pagen begegnete, dem er ihn übergab; dann steckte er den Degen in die Scheide und folgte den Anderen in den Speisesaal.

Diese Halle war ein langes Gemach mit Tapeten von englischem, vergoldetem Leder. Am obersten Ende standen zwei kostbare Lehnstühle für den König und die Königin mit einem Thronhimmel darüber. Die andern Gäste saßen auf geringeren Stühlen, die Herren auf der einen, die Damen auf der anderen Seite des Tisches. An dem untersten Ende des Saales stand eine sogenannte Tressur, eine Art Schrank oder sogenannte Tragkiste, dergleichen in den Speisesälen als Schenktische gebraucht wurden.

Man speiste damals mit Messer und Fingern, denn Gabeln waren noch nicht erfunden; man half sich mit einem Stück Brot aus allen Verlegenheiten. Mund und Finger reinigte man am Tuche. Nach Tische wurden Handtücher und Waschwasser, das auf der Tressur bereit stand, den Gästen gereicht von des Königs Dienern, die sämmtlich blaue, mit rothen und weißen Schnüren besetzte Kleidung hatten.

Als die Mahlzeit beendigt war und die dabei anwesenden Kapellane nach Sitte das Gebet gesprochen hatten, begab sich Jeder nach Hause. Der König ging in sein Arbeitszimmer, der Schloßhauptmann in seine Wohnung, wo dieser durch Hans Faaborg den Ole Skaaning holen ließ, welchen der Schreiber stets als einen gescheidten, dreisten und zugleich treuen Mann geschildert hatte. Mit ihm sprach der Schloßhauptmann lange und zu seinem großen Verdruß konnte der lauernde Schreiber durch die geschlossene Thür nur einzelne Worte erhorchen, indeß doch so viel, um daraus abzunehmen, daß der Schloßhauptmann den Ole Skaaning in geheimen Geschäften nach Spanien senden wolle, wovon dieser freilich nicht wußte, wo es lag, aber doch meinte, daß es ein unverdrossener Mann wohl finden werde, wenn er so lange ritte, bis er hinkäme. Ole Skaaning meinte, daß er damit nicht bloß dem Schloßhauptmann, sondern auch sich selbst einen Gefallen thun würde, und sofern er wüßte, daß seine „ehrsame, alte Base" zuvor in Sicherheit gebracht werden könnte, so wollte er bereit sein, sich morgen Abend zu Pferde zu setzen, wogegen Torben Oxe versprach, ihn mit einem kräftigen Pferde und mit Allem, was sonst zu einer so langen Reise erforderlich wäre, zu versehen.

— „Das ist des alten Abraham Glück," murmelte Ole Skaaning, als er den Schloßhauptmann verließ. „Mag er denn am Leben bleiben, der runzlige Sünder, denn es sieht aus, als ob aus Ole Skaaning noch etwas Höheres werden solle als ein Büttel. Wer ruft? Es ist Hans Schreiber. Was er nur auf dem Herzen hat? Ob er seinen Schmerz über die hundert Gulden verwunden hat? Der Schelm schleicht immer umher wie eine Katze, die Sperlinge fangen will. Er macht ein Zeichen, ob ich eine Kanne Bier mit ihm trinken will. Immer zu! Ole Skaaning ist nicht gleich so hochmüthig geworden, weil er in geheimen Geschäften für den Schloßhauptmann nach Spanienland reisen soll. Einen Krug Bier zu leeren, dazu ist immer noch Zeit genug."

Und nun folgte Ole Skaaning dem Schreiber in sein Zimmer, welches dieser hinter ihnen abschloß.

Die Briefschaften.

Am Nachmittag des nächsten Tages ging eine Dame, gehüllt in ihren Regenmantel, durch das Ostthor mit so hurtigem Schritt', daß die Dienerin ihr kaum folgen konnte. Sie nahmen den Weg quer übers Feld und hielten an bei Hans Knaps Hause, das ihrer Wanderung Ziel zu sein schien.

Die Herberge war gerade ohne Gäste, der Wirth stand selbst in der Thür und sah erwartungsvoll umher, während er andächtig die Hände über dem Schmeerbauch faltete, drehte den einen Daumen um den anderen und berechnete die Aussteuer, welche der reiche Gottfried von Ghemen seinem Sohne Franz geben konnte, welcher sich um die schöne Anna bewarb.

Als die beiden Frauen bei seiner Thür stehen blieben, lüftete er den Hut, aber als die vorderste ihr Gesicht frei machte und fragte: „Ist Eure Pflegetochter daheim, Meister Hans?" — nahm er stracks den Hut in die Hand und bückte sich ein Mal über das andere, indem er eifrig erwiederte: „Es ist fürwahr eine große Ehre, die Ihr meinem geringen Hause anthut, Jungfrau Dyveke, eine sehr große Ehre."

— „Antwortet mir auf meine Frage und schwatzt nicht mehr von Ehre," sagte Dyveke. „Ich fragte, ob Eure Tochter zu Hause sei?"

— „Meine Pflegetochter Anna? Ja, sie —.— —"

— „Ihr habt ja keine andere Tochter als Anna," sagte Dyveke, die nachgerade ungeduldig ward. „Hat man einen albernern Mann gesehen! Warum antwortet Ihr mir nicht?"

— „Ja freilich ist sie zu Hause und sie wird die große Ehre erkennen, die uns widerfährt, aber sie — — —"

— „So ist sie krank?" rief Dyveke hurtig mit Theilnahme.

— „Frisch wie ein Fisch, frisch wie ein Fisch, ich danke für gütige Nachfrage, und ich und meine Frau auch, alle Heiligen seien gelobt! Ja, es ist ein gesunder Strich Landes hier draußen am Strand, wir sind Alle so frisch — — —"

— „Ich frage nur nach Anna, wo ist sie?" fragte Dyveke heftig und stampfte mit den Füßen.

— „Auf ihrer Kammer, Jungfrau Dyveke," sagte der Wirth. „Aber ich will Euch unterthänigst bitten, mir gnädigstes Gehör zu schenken, da der Himmel Euch gerade hersendet in dem Augenblick, wo ein bekümmerter Mann ihn angerufen hat zum Beistand, ihrem eigenen Glück zu Frommen."

— „Nun, was wollt Ihr mir sagen? Heraus damit, aber schnell, denn ich habe nicht Zeit zu vergeuden."

— „Der liebe Gott bewahre mich, eine Zeit zu vergeuden, die Euch so kostbar ist und die auch unserem Herrn König so kostbar ist. Nein, das wäre ein schlechter Lohn für

die Ehre, die Ihr meinem Hause erweist. Nein! So wenig Lebensart habe ich nimmermehr, Jungfrau Dyveke. So will ich denn herausrücken mit meinem unterthänigsten Antrag, so schnell, wie er sich aussprechen läßt, nach Eurem Befehl."

Und nun schüttete Hans Knap endlich sein schwerbedrücktes Herz aus. Der junge Franz Ghemen, der ein so achtbarer, junger Mann war und ein Sohn des reichen Buchdruckers, bewarb sich nämlich mit Einwilligung seines Vaters um Anna, aber es scheine nicht, als ob ihm das Mädchen Gehör geben wolle, und doch spräche Alles zu seinem Vortheil. Er wolle Anna ungern zwingen oder in ein Kloster einsperren, bis sie ihr Jawort gäbe, wozu er freilich ein Recht habe. Er sei der Mann, der einen glimpflichen Vergleich schimpflichem Streit vorziehe. Deshalb wolle er nun Dyveke bitten, da sie so viel über Anna vermöchte, sich herab zu lassen und ihr deswegen Vorstellungen zu machen, daß das eigensinnige Kind dem jungen Buchdrucker Gehör gebe. — Aber Dyveke war keineswegs gestimmt, diesen Auftrag zu übernehmen; sie meinte, in Herzensangelegenheiten müsse man sich nicht mischen; das liefe selten gut ab, wenn man zu etwas überreden wolle, was freie Wahl sein müsse; es sei am besten, das der Zeit zu überlassen.

— „Ich habe dasselbe mehr als ein Mal gesagt," sprach der Wirth, „aber meine Frau besteht darauf, daß Anna heirathe und aus dem Hause komme. Und die Wahrheit zu sagen, es wäre des armen Mädchens Glück, denn Hausfriede ist Hausfreude und Heirathen sind im Himmel geschlossen. Zugleich bin ich auch bange, muß ich Euch sagen, daß sie sich etwas in den Kopf setzt."

— „Laßt Ihr nur Anna in Frieden, sie ist ein gutes und vernünftiges Mädchen.“

— „Ja, das ist wohl wahr, das ist sie, darin habt Ihr Recht, Jungfrau Dyveke. Aber man hat wohl eher gesehen, daß ein vernünftiges und gutes Mädchen sich hat verleiten lassen, unvernünftige Grillen zu fangen, die zu ihrem Schaden gewesen sind, denn Jugend und Verstand sind nicht immer zusammen. Hier kommen so viele Personen in mein Haus, hohe und niedrige, geringe und vornehme, und ein hübsches Mädchen muß man vorsichtig hüten, muß ich Euch sagen, denn der beste Käse wird am meisten von den Mäusen gesucht. Die jungen Herren sind nicht karg mit schönen Redensarten, aber Gleiches gehört zu Gleichem, das ist eine alte Wahrheit, und die Bräutigame zu Pferde wollen Bräute zu Wagen haben. Ich bin so bange, es wird zu sehr auffallen, wenn sie Gnade finden sollte vor einem der jungen Herren, die ihr genug schmeicheln und vorreden, aber sie auch bald genug vergessen werden, denn Äscherling bekommt nicht leicht einen goldnen Ring. Ist aber das Unglück geschehen und hat sich das Mädchen in einen solchen jungen Herrn vergafft und geht er dann hin und heirathet eine Andere von seinem Stande, so kann sie dann da sitzen zum Spott aller Leute,“ fuhr der geschwätzige Wirth fort, dessen Zunge nun einmal in den Gang gekommen war. „Denn es wird wohl Keiner mehr von den Menschen verhöhnt als ein Frauensbild, das eines vornehmen Mannes Liebste gewesen ist und nachher von ihm verlassen wird. Mit so Einer will Niemand gern etwas zu thun haben und selbst die Geringsten halten sie nicht werth, sie anzusehen.“

— „Ihr seid ein dummer Plapperer," brach Dyveke aus mit Ärger. „Was untersteht Ihr Euch, mich mit solchem Geschwätz zu plagen? Ihr sollt Anna in Frieden lassen, wo nicht, so werdet Ihr es mit mir zu thun bekommen, Ihr mitsammt Eurer Frau. Ich nehme Anna unter meinen Schutz, das merkt Euch, und behandelt Ihr sie nicht gut, so werde ich es betrachten, als hättet Ihr mich so behandelt. Zeigt mir nun Annas Stübchen, aber nehmt Euch in Acht, an der Thür zu horchen, hört Ihr? Denn was ich mit ihr zu sprechen habe, das geht nur mich und sie an. Ich will sie wohl warnen, nicht auf eitles Geschwätz zu achten, da Ihr mich darum bittet, aber Franz Ghemen mag seine eigene Sache führen, denn wer da geht auf die Freit, der mach es selbst gescheidt."

Mit dem Hut in der Hand und unterthänigem Bückling begleitete Hans Knap Dyveke bis zu Annas Thür und kehrte sogleich zurück, um seine Hausehre von dem vornehmen Besuch zu unterrichten.

Anna saß am offenen Fenster und war so eifrig beschäftigt, eine rosenrothe Schleife auf einem Häubchen zu befestigen, daß sie Dyveke nicht merkte, die leise in die Kammer trat, um ihre Freundin zu überraschen.

Dyveke war ungeduldig zu Knaps Hause gekommen und des Wirths unbedachtsames Geschwätz hatte diese Stimmung noch vermehrt, aber Alles war vergessen, als sie in das Stübchen trat, so mächtig wirkte die friedliche Ruhe und die Unschuld, die sich darüber verbreiteten, auf ihren für solche Eindrücke empfänglichen Sinn. Sie ließ das Auge die Runde machen über die wenigen Gegenstände, die

es enthielt, das schneeweiße Bett, das Bücherbrett mit den Legenden und dem Heiligenbild und die reizende Bewohnerin, die auf dem einzigen Stuhl saß und sich über den kleinen Nähtisch beugte. Sie mußte an ihr eigenes, prächtiges Zimmer denken, das mit Allem geschmückt war, was die königliche Freigebigkeit hatte herbeischaffen können, wo nichts fehlte als — diese friedliche Ruhe und diese Unschuld, deren Bedeutung sie vielleicht nie zuvor so klar gefühlt hatte. Unwillkürlich faltete sie die Hände und stieß einen Seufzer aus, der Anna aufmerksam machte, daß sie nicht allein sei.

— „Was ist es hier allerliebst, Anna!" sagte Dyveke. „So etwas Gemüthliches wie Dein Stübchen habe ich nie gesehen. Die Vögel bauen ja beinahe die Nester Dir ins Fenster hinein! Und die köstliche Aussicht übers Meer! Da fährt ein armes Fischerboot mit rothem Segel! Es kommt mir hübscher vor als des Königs prächtigste Galeeren. — Mein Gott, wie ich Dich beneide! Ich wollte mit Freuden unser ganzes steinernes Haus in der Stadt hingeben mit Allem, was darin ist, für dieses Kämmerchen — — — für dieses weiße Bettchen, worin kein Anderer geruht hat als Du — — — Ach, was kann es helfen, davon zu reden — — — aber ich wollte Alles missen, was ich bin und habe, wenn ich sein könnte wie Du, nur einen einzigen Tag — — — und dann sterben."

— „Wie sprecht Ihr doch, Jungfrau Dyveke! Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll."

— „Du sollst auch nichts darauf antworten, denn es ist nichts darauf zu antworten," sagte Dyveke mit jener Heftigkeit, welche bei ihr stets auf die einzelnen Rührungen

ihres Herzens folgte. „Komm, leih mir Deine Haube, ich will sehen, wie sie mir steht."

Sie warf ihre eigene, kostbare Spitzenhaube auf die Erde, nahm Annas einfache Haube vom Tisch und setzte sie sich auf. Dann rückte sie den Stuhl ans offene Fenster, stützte das Kinn mit der Hand und blieb so ein Weilchen sitzen und stierte über die See hin. Aber als dieses Stieren ihre Augen ermüdete, schloß sie dieselben. Wie schön war sie so! Die langen, seidenweichen Wimpern lagen wie ein Strahlenkranz, aber sie konnten zwei große Thränen nicht bedecken, die wie klare Diamanten ein Paar Augenblicke standen, ehe sie sich durch die Wimpern drängten und dann langsam über die Wangen rollten. Noch ehe sie auf das Fensterbrett fielen, sprang Dyveke auf und riß die Haube vom Kopfe mit solcher Heftigkeit, daß ihre Haarflechten sich lösten und die Locken frei den Nacken hinab wogten.

— „Da hast Du Deine Haube, Anna, sie erhitzt mich nur. — Du hast keine Vorstellung davon, wie wahr das alte Sprichwort ist, daß eine Kirche in Jedermanns Brust ist," fügte sie nach kurzer Pause hinzu. Aber als sie sah, daß Anna mit gefalteten Händen vor ihr stand, lachte sie und sagte: „Ich schrecke Dich wohl halbtodt mit meinem närrischen Geschwätz. Das ist einfältig von mir, aber bisweilen ist etwas in mir, das stärker ist als ich. Aber das begreift kein Mensch — — — kaum daß ich selbst es begreife."

— „Ach, Jungfrau Dyveke, ich glaube, daß ich es begreifen kann," sagte Anna gerührt.

— „Schweig!" rief Dyveke. „Wüßte ich, daß das wahr wäre, so möchte ich Dich nie mehr sehen in diesem Leben. — Aber laß uns von etwas Anderem plaudern. Dein Vater hat mich gebeten, mit Dir von Franz Ghemen zu sprechen, und das habe ich ihm versprochen, aber nichts weiter. Was? Du wirst ja roth! Anna, wie hängt das zusammen? So brauche ich dem jungen Buchdrucker wohl keine Lobreden zu halten, darum mich Dein Vater bat. Die Wahrheit zu sagen, freut es mich, Anna, denn es ist etwas daran, was die Alten schwatzen von Gleich und Gleich und daß Gleich und Gleich sich gern gesellt. Du bist vernünftiger, als ich gedacht habe."

Anna schlug die Augen nieder, schwieg und schüttelte mit dem Kopfe.

— „Oder wars nicht so gemeint? Hast Du denn heute keinen Mund, Anna? Hast Du noch den jungen Klaus Daa in Gedanken? Antworte!"

Aber Anna brauchte nicht zu antworten, denn Dyveke schlug sich mit der Hand vor die Stirn und brach aus: „Klaus Daa! Wo hatte ich auch meine Gedanken? Seinetwegen bin ich ja herausgekommen, um von ihm zu sprechen. Ach, Anna, es kann leicht ein Unglück geschehen."

— „Um des Himmels willen! Was ist ihm zugestoßen?"

— „Ach, nicht das Mindeste. Na, nun bekommen Deine Wangen die rechte Farbe, aber der arme Franz Ghemen würde sich nicht darüber freuen, wenn er Dich jetzt sähe. Mein Gott, wie Du flammst! Nein, es ist ja ein Anderer, dem ein Unglück zustoßen kann, ein Anderer, der voll so viel

werth ist wie Klaus Daa — ja, und wohl noch etwas mehr."

— „Ach, das ist unmöglich," sagte Anna treuherzig.

— „So? Und doch ist das meine Meinung," antwortete Dyveke mit leichtem Erröthen. „Na, steh nicht so da und starre mich an, als ob Du mir die Gedanken zum Herzen heraussehen wolltest, noch ehe sie fertig sind. Komm, wir wollen uns auf Dein Bett setzen, da ist Platz für uns Beide. Ich kann es nicht leiden, daß mir das Tageslicht so recht in die Augen scheint, die Augen thun mir weh davon. Und noch weniger mag ichs, daß mich Einer so anstarrt."

Als sie auf dem Bett Platz genommen hatten, sagte Dyveke, daß das, wovon sie sprechen wolle, ein Staatsgeheimniß sei. Mit diesem Staatsgeheimniß hing es so zusammen.

Dyveke hatte allein auf ihrer Kammer gesessen und die Thür zu einem anderen Zimmer, wo ihre Mutter saß und arbeitete, war nur angelehnt. Da war Hans Faaborg plötzlich zu Sigbrit in das Zimmer gekommen und die hatte zum Schreiber gesagt: „Nun bringt Ihr gewiß gute Neuigkeiten über schlechte Dinge, denn Ihr lacht wie ein Teufel." Da hatte Hans Faaborg geantwortet: „Ja, Frau Sigbrit, ich bringe Euch den Kopf des Ritters, der wohl der stolzeste des ganzen Adels ist, und der soll Euch gehören, wenn Ihr ihn haben wollt, und zwar mit Haut und Haaren." Sigbrit lachte und sagte, daß sie mit Freude alle adeligen Köpfe dem Büttel überließe, aber sie wollte wissen, was seine Rede zu bedeuten habe. Da fragte Hans Faaborg, was sie von einem Ritter halte, der einen heimlichen

Boten nach Spanien senden wolle, ohne daß ein Mensch es wüßte, und der diesem Boten Gold gebe und goldene Berge verspreche, wenn er das Geheimniß bewahre. Sigbrit antwortete, daß das nach Verrätherei schmecke, da ja gerade eine Spannung sei zwischen dem König und Spanien wegen nicht bezahlter Mitgift, und es scheine, als ob der, welcher sich damit befasse, von der Königin oder gar von der tückischen Frau Anna Meinstrup beauftragt sei, von diesem arglistigsten Weib im ganzen Land. Da sagte Hans Faaborg, er glaube, es sei die Königin, welche heimliche Botschaft gebracht haben wolle an ihre Verwandten gegen des Königs Wunsch und vielleicht zum Schaden des Landes. Könne man die Briefschaften auffangen, wozu er wohl Rath wisse, und dem König übergeben, so müsse es mit dem Einfluß der Königin vorbei sein und der König würde wohl gar so zornig werden, daß er sie verstieße.

— „Die arme, junge Königin!" brach Anna mitleidig aus.

— „Ach, ich habe kein Mitleid mit ihr," sagte Dyveke. „Es geschähe ihr eben Recht. Warum spinnt sie Verrätherei gegen den König an!"

Sigbrit hatte einen Augenblick nachgedacht und dem Hans Faaborg die größte Vorsicht und Verschwiegenheit in einer so wichtigen Sache anempfohlen. Es sei gut, erst Gewißheit über die Denkungsart der Königin zu bekommen, aber den König vor der Zeit damit bekannt zu machen, sei gefährlich. Man thue am besten, den Boten zu bestechen, daß er die Briefschaften ausliefere. „Das thut er nicht,"

sagte Hans Faaborg, „er ist bange vor dem Ritter, der ihn gewiß an den Galgen brächte. Aber wenn er zweihundert Gulden bekommt, so giebt er seinen Weg an und läßt sich überfallen und verwunden; so können wir die Briefschaften bekommen.“ — „Zweihundert Gulden!“ sagte Sigbrit. „Er ist ein frecher Schurke, der uns die Katze im Sack verkaufen will, und Ihr bekommt wohl mindestens hundert Gulden ab. Nein, der Preis ist mir zu hoch. Gieb ihm hundert oder versprich ihm, was er fordert, und laß ihn dann auf den Kopf schlagen, damit die Rechnung aufgeht. Und der Ritter? Können wir ihn fassen? Wer ist es?“ Nun nannte der Schreiber des Schloßhauptmanns Namen.

— „Der Schloßhauptmann?“ rief Anna erschrocken und schlug die Hände zusammen.

— „Ja, der Schloßhauptmann. Meine Mutter erschrak fast eben so sehr wie Du. Und mir ginges wo möglich noch schlimmer. Es fehlte nicht viel, so hätte ich laut aufgeschrien und meine Gegenwart bei dieser schrecklichen Unterhaltung verrathen. Es ward mir ganz schwarz vor den Augen. Ich konnte mein Herz schlagen hören, denn es ward ganz still im Zimmer. Weder meine Mutter noch Hans Schreiber sprach ein einziges Wort. Es war, als ob das Blut mir aus den Augen springen sollte.“

Hier wollen wir uns erlauben, einen Blick zu thun in das Herz dieses mächtigen Weibes, das den König und Dänemark durch seine Klugheit beherrschte.

Als Sigbrit diese Nachricht erhielt, kreisten und mischten sich die verschiedensten Gedanken in ihrem Kopfe. Sie stand wie Herkules am Scheidewege. Des Königs Zärtlichkeit

gegen Dyveke hatte sich nach der Ankunft der jungen Königin abgekühlt. Das war ihr nur zu deutlich, obwohl er es so gut verhüllte, daß jeder Andere glaubte, das Verhältniß sei noch dasselbe. Das Interesse des Schloßhauptmanns für ihre Tochter war andererseits ihrer mütterlichen Aufmerksamkeit nicht entgangen; hier öffnete sich vielleicht ein ehrenvoller Ausweg aus diesem Labyrinth gegenwärtiger und zukünftiger Verwickelungen. Der König würde wohl dieser Verbindung seine Einwilligung nicht versagen; er mußte ihr vielmehr dankbar sein, wenn sie so die Sache zu Aller Zufriedenheit ebnete. Als Torben Oxes Gattin würde Dyveke einen ehrenvollen Platz einnehmen und sich in dieser Stellung glücklicher fühlen als in der gegenwärtigen; Sigbrits eigene Lage als Schwiegermutter eines der mächtigsten Edelleute im Lande mußte weit angenehmer sein und konnte sie vielleicht mit einem Stand versöhnen, vor dem sie jetzt in ewiger Furcht lebte. Auf diese Weise konnte sie jederzeit ihren Einfluß auf den König und die Regierung des Landes behalten, die sie nicht aufgeben wollte, was es auch kostete. — Benutzte sie dagegen diese Gelegenheit, um den Adel zu demüthigen durch Hinopferung des Schloßhauptmanns — — — Hier schwindelte ihr der Gedanke vor der Tiefe, die sich ihrem Blick eröffnete. Sie sah hier so viel Blut, so viel Haß und Unglück, daß dies Weib, das vor keiner Gefahr zurückbebte, dennoch vor diesem Anblick ein Schauer durchlief. Den Schloßhauptmann opfern hieß vielleicht sich selbst opfern. Aber ihn in seine Macht zu bekommen, seinen Kopf zu besitzen mit Haut und Haaren, wie Faaborg gesagt hatte, während er noch auf seinen Schultern saß, sich die Erfül-

lung aller dieser Wünsche zu sichern, indem man über Torben Oxes Schicksal geböte, das hieß sich selbst sichern. Auch die Königin war dann ganz in ihren Händen, denn was auch jene Briefe enthalten mochten, so waren sie doch gegen den ausdrücklichen Willen des Königs geschrieben. So mußte es sein. Das würde sie aber nur mit der Klugheit zu Stande bringen können, die ihr über so viele Schwierigkeiten hinweggeholfen hatte. Diesen Beschluß müsse sie jedoch für sich behalten und der schlaue Faaborg ihre wahre Meinung nicht errathen. Und deshalb führte sie ihn mit so vieler List aus — sie sprach so gewissenhaft über die Schändlichkeit, des Königs Vertrauen zu mißbrauchen, und warf dem Faaborg zugleich seinen Argwohn gegen seinen Herrn vor, sie schärfte ihm die größte Aufmerksamkeit ein, den Boten nicht entschlüpfen zu lassen, denn die Briefe müsse sie haben, und sagte doch, sie sei überzeugt, daß sie nichts Gesetzwidriges enthielten — so daß der Schreiber nicht ein und aus wußte und sie verließ mit Verwünschungen „der zweizüngigen, holländischen Hexe, aus der der Teufel selbst nicht klug werden könne." So viel hatte er indeß verstanden, sein eigener Kopf müsse dafür haften, daß kein Mensch, am wenigsten der König oder Torben Oxe, das Mindeste von der Sache erfahren dürfe — denn die Briefe müßten in der tiefsten Heimlichkeit aufgefangen und an Sigbrit ausgeliefert werden — auch dürften nicht mehr Helfershelfer dabei angewandt und mehr Kosten darauf gewandt werden, als höchst nöthig sei. Daß er selbst einen Gewinn davon haben werde, war ihm keineswegs einleuchtend, obgleich Sigbrit einzelne Worte von Belohnung hatte fallen lassen.

Nach dieser kleinen Aufklärung wenden wir uns wieder zu Dyvekes und Annas Gespräch.

— „Es ist zwischen ihnen verabredet worden, daß Hans Faaborg sich von dem Stadtvogt so viele Helfer verschaffen solle, als nothwendig wären nach vorhergegangener Übereinkunft mit dem treulosen Boten,“ fuhr Dyveke fort. „Sie sollen wie Bauern gekleidet sein und den Boten überfallen. Das Ganze soll mit so wenigem Aufsehen wie möglich ausgeführt werden und den Anschein eines Räuberangriffs haben, wie sie nicht selten sind, um einem Reisenden sein Geld und seine Kostbarkeiten abzunehmen. O es ist abscheulich, was der schändliche Schurke, der Hans Faaborg, anstiften kann. Er ist ein wahrer Teufel in Menschengestalt. Und welche Treulosigkeit gegen seinen braven Herrn!“

Anna theilte Dyvekes Abscheu vor dieser verrätherischen Handlungsweise.

— „Es darf nicht geschehen,“ fuhr Dyveke fort, „der Schloßhauptmann muß gewarnt werden. Erinnerst Du Dich noch, was die kluge Frau mir an jenem Abend prophezeite? Ich habe es nicht vergessen. Um die Königin kümmere ich mich nicht, aber Torben Oxe soll nicht in solche Falle laufen. Wir wollen ihn retten, ich und Du. Freust Du Dich nicht, daß wir Beide ihn retten können?

— „Wir Beide?“ rief Anna betroffen. „Aber wie?“

— „Es ist nicht möglich, zum Schloßhauptmann zu kommen, ich habe daran gedacht, aber wie soll man die Botschaft in das Schloß bringen? Und zu mir darf ich ihn auch nicht einladen. Da würde die Mutter Unrath mer-

ken — — — und es ist auch wohl nicht gut, daß der Schloßhauptmann und ich mehr zusammen sprechen als das Allernothwendigste. Aber das verstehst Du nicht und geht Dich auch nichts an. Aber gleichwohl muß er unterrichtet werden und das meiner Mutter und Hans Faaborg zum Trotz."

— „Ich habe es hin und her überlegt," fuhr Dyveke fort, da Anna keine Frage that, sondern sie mit Ängstlichkeit betrachtete, was sie weiter hören würde, „und nun habe ich ein Mittel ausgefunden, das ganz einfach ist und das bestimmt glücken muß."

Im hohen Grad mit dem Hang zum Phantastischen begabt, das ihrem Geschlecht eigenthümlich ist, fiel es Dyveke keinen Augenblick ein, daß das Mittel, welches sie ausgefunden hatte, vielleicht gerade das schwierigste und sonderbarste war von allen Mitteln, die sie hätte wählen können, um den Schloßhauptmann gegen den ihm drohenden Verrath zu schützen. Aber der Schlüssel dazu lag in den Worten, welche sie wiederholte: „Wir Beide wollen ihn retten, Anna, Du und ich. Und kannst Du rathen, wie?"

Anna schwieg noch immer und betrachtete sie neugierig.

— „Durch Klaus Daas Hülfe."

— „Durch Herrn Daa?"

— „Hast Du ein Brett vor dem Kopfe? Ich hätte nicht gedacht, daß Du so wenig Gehirn hast. Aber es ist klar, daß Du Dich nicht um Torben Oxe kümmerst. Liebtest Du ihn, so würdest Du bald wissen, was zu seiner Rettung zu thun sei."

Anna war zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, um auf das Geheimniß zu achten, das diese Worte verriethen. Nachdem sie versichert hatte, daß sie Alles thun werde, was in ihrer Macht stehe, um den Schloßhauptmann zu retten, der ja einmal ihr Retter gewesen war, theilte ihr Dyveke ihren ganzen Plan mit. Anna sollte nämlich den Klaus Daa um eine Zusammenkunft bitten lassen und ihn dann vollständig von der Gefahr unterrichten, welche dem Torben Oxe drohe, und ihn veranlassen, den Schloßhauptmann bei Zeiten vor der Falschheit seines Boten zu warnen. Glückte es ihm nicht, den Schloßhauptmann zu sprechen, so müsse er dem Hans Faaborg zuvorkommen, sich in den Hinterhalt legen und den Boten überfallen, der zum Nordthor kurz vor Thorschluß hinausreiten würde, ihm mit List oder Gewalt die Briefschaften abnehmen und sie dem Schloßhauptmann bringen. Die Schwierigkeit bestehe bloß darin, dem Klaus Daa die Mittheilung zu machen, daß man seinen Beistand bedürfe; wenn Anna aber ihm sogleich einige Worte schreiben wolle — und sie sei so glücklich, schreiben zu können, was Dyveke nicht gelernt habe — so wolle Dyveke ihm durch ihre Magd den Brief ganz geheim zukommen lassen.

Anna machte tausend Einwendungen, aber Dyveke wußte sie alle durch das Gebot der Noth aus dem Weg zu räumen und endlich mußte Anna sich bequemen, einen Brief zu schreiben, worin ein „beinahe Unbekannter" den Klaus Daa um eine Zusammenkunft bat in dem kleinen Hain bei der Sankt Annakapelle vor dem Ostthor. Sobald er sich in dem Hain blicken lasse, zu welcher Tageszeit es

auch sei, werde der Unbekannte sich sofort einfinden, um ihm eine wichtige Mittheilung zu machen.

Während Anna schrieb, sah ihr Dyveke über die Schulter. „So, nun ist das abgemacht,“ sagte sie und nahm den Brief, um welchen sie statt des Siegels eine seidene Schnur band. „Sei nun nicht muthlos, Du Närrchen! Denke doch, Du wirst den Klaus Daa zu sehen bekommen und mit ihm sprechen! Denn er kommt bestimmt. Wie Du glücklich bist, Anna! Liebst Du ihn auch? Und es ist Deine erste Liebe! — Laß es auch Deine letzte sein, denn es ist nicht viel werth, mehr als ein Mal zu lieben, und die erste Liebe ist doch die beste. — Aber laß uns nur von der Rettung des Schloßhauptmanns sprechen, das ist wichtiger als alles Andere.“

Sie gingen nun noch einmal ihren Plan durch und je länger sie davon sprachen, desto sicherer ward es ihnen, daß er glücken müßte. Darauf erhob sich Dyveke, denn sie war bange, daß ihre Abwesenheit die Aufmerksamkeit ihrer Mutter erregen möchte. Als sie in der Thür stand, kam sie noch einmal rasch zurück, warf sich auf die Knie vor dem Heiligenbilde und verrichtete ein kurzes Gebet mit einer Andacht, als ob sie in der Kirche wäre. Anna kniete neben ihr nieder — und gewiß stieg in diesen Augenblicken ein Gebet für Torben Oxe zum Himmel und ein zweites für Klaus Daa.

Der junge Edelmann empfing den Brief erst Nachmittags, als er im Begriff war, sich auf den Fechtboden zu begeben, wo sein Vetter, der Kanonikus Henning Grib, der sein täglicher Umgang geworden war, ihn eingeführt und

wohin er sein Wort gegeben hatte, zur bestimmten Zeit zu kommen. Hier versammelten sich mehrere junge Herren, welche allerlei ritterliche Übungen trieben. Zu diesen gehörte auch das Würfelspiel, das mit eben so viel Eifer behandelt wurde wie die Kampfspiele, mit welchen sie sich zu dem bevorstehenden Turnier im Weingarten vorbereiteten und ihre Kräfte in den Waffen prüften. Aber die Würfel hatten nicht viel Anziehendes für Klaus Daa; er war zu uneigennützig, um auf den Gewinn auszugehen, und zu unverdorben, um nach der Spannung zu streben, welche des Spielers rechtes Element ist. Er spielte daher gewöhnlich nur so viel, wie nöthig war, um nicht gegen den Strom zu schwimmen, und zog sich dann zurück, um den Rest des Nachmittags mit Reiten oder Spazieren hinzubringen. Da traf es sich denn bisweilen, daß er der hübschen Adelgunde und ihrer Mutter begegnete, welche gerade diese Abendzeit zu Wanderungen in der nächsten Umgegend der Stadt unter Begleitung eines Dieners gewählt hatte. Wie süß waren nicht die Augenblicke, welche er so zubrachte. Denn welches Entzücken liegt nicht für Liebende bloß in dem stillen, gemeinschaftlichen Anblick einer Landschaft, in der durchsichtigen Klarheit der Luft, in dem frischen Duft des Feldes und Hains! Alles um sie her ist ein Ausdruck der Poesie, welche ihre Seele in sich schließt, die ganze Natur spricht ja hier für sie. Wie sehnte er sich nicht nach diesen Augenblicken, um ihre Seligkeit zu genießen! Und deswegen ward er beinahe unmuthig, als er den geheimnißvollen Brief empfing, der ihn nöthigte, für diesen Abend auf die Freude, Adelgunde zu sehen, Verzicht zu leisten.

— „Ein beinahe Unbekannter," murmelte er für sich, indem er den Brief durchflog, „eine Zusammenkunft — — in dem kleinen Hain bei Sankt Annas Kapelle — — — eine wichtige Mittheilung — — — Das ist eine weibliche Handschrift. Aber es scheint ernst gemeint zu sein — — — Wichtig? — — — Ich werde doch hingehen müssen, wenn ich vom Fechtboden komme. In zwei Tagen habe ich Gundel nicht gesehen, nun treffe ich sie vielleicht heute Abend nicht wegen dieses verwünschten Stelldicheins — — denn ein Stelldichein ist es doch — — Sollte es die kleine Anna sein? Sie wohnt ja gleich dicht dabei — — — Was kann sie mir mitzutheilen haben? Seltsam! Ob ich sogleich gehe? Nein, es wird zu spät, ich habe versprochen, zur bestimmten Zeit auf dem Fechtboden zu sein. Aber ich will sehen, so schnell wie möglich mich davon zu machen."

Das Glück war ihm heute günstiger als gewöhnlich; als er vom Würfelspiel aufstehen wollte, um wegzugehen, suchten die Andern ihn zu überreden, als Gewinner es noch ein Paar Mal zu versuchen. In der Hoffnung, seinen Gewinnst zu verlieren und dann der Zudringlichkeit seiner Genossen zu entschlüpfen, setzte er mehrmals seinen Gewinnst auf einen Wurf, aber er gewann jedes Mal und das Doppelte. Ungeduldig warf er die Würfel weg und sagte: „Ich mag spielen, so viel ich will, ich verliere nicht."

— „Es spielt sich gut, wenn man mit Glück spielt," sagte sein Mitspieler, der junge Tage Thott.

— „Ich habe gewünscht, daß es gegen mich sei," sagte Klaus Daa, „das wäre mir lieber gewesen."

— „Wenn die Katze satt ist, spielt sie mit den Mäusen,“ sagte einer von den Andern.

— „Und wenn der Säckel voll ist, bindet man ihn zu,“ sagte Oluf Björn, der es mißbilligte, daß er weggehen wollte.

— „Aber es dauert nicht lange mit solchem Spiel. Beißiger Hund und Pack sich nicht lange vertragen mag,“ sagte ein Vierter.

— „Was meint Ihr damit?“ fragte Klaus Daa.

— „Läßt man Jeden seine Meinung haben, so macht man Keinen böse,“ antwortete der Junker mit spottender Miene.

— „Klaus Daa, ich will Euch sagen, was Euer Glaubensbekenntniß ist. Wenn das Spiel im besten Gang ist, muß man aufhören, meint Ihr,“ sagte Tage Thott. „So macht Ihr es immer.“

— „Aber wer Würfel spielen will, der muß zusetzen können,“ sagte ein Anderer. „Es ist nicht das Gewinnen allein, was das Spiel macht.“

— „Und ein Edelmann muß nicht spielen wie ein gewöhnlicher Landsknecht.“

— „Des Listigen Spiel ist des Ehrlichen Tod, sagt das Sprichwort, aber von keinem Edelmann.“

— „Es giebt ein anderes Wort: Ein Narr muß immer beim Spiele sein und das — — —“

— „Was sagt Ihr?“ rief Klaus Daa.

— „Ich sage: Und das war ich, als ich mich einließ, mit einem Manne zu spielen, der sich immer davon schleicht,

wenn er so viel zusammengepflückt hat, um sich einen lustigen Abend im Wirthshause zu machen."

— „Dafür sollt Ihr mir Rede stehen, Tage Thott, Ihr und Alle, welche es sich einfallen lassen, Euer Wort zu wiederholen," brach Klaus Daa mit Zorn aus. „Aber nicht hier, denn ich will nicht gegen des Königs Verordnung handeln, welche Schlägereien in Krügen und Spielhäusern bestraft, und etwas Anderes ist dieser Ort nicht, wie ich merke. Im Weingarten könnt Ihr mich treffen," fuhr er fort und warf ihm seinen Handschuh hin, „da wollen wir einen Gang zusammen machen, erst mit Lanzen und dann mit Degen und Dolch. Da werden wir ja sehen, ob Ihr eben so scharfe Waffen habt, wie Ihr jetzt eine spitze und lügenhafte Zunge habt."

Einige wollten eine Aussöhnung stiften, aber Klaus Daa sagte, daß er lange genug gewartet habe, ehe er sich wehrte; jetzt wolle er dem hin und her Gerede über seinen Vorsatz ein Ende machen und ihnen zeigen, daß er es hinlänglich verstehe, sich die Höflichkeit zu verschaffen, die ihm zukäme. Die Waffen wurden bestimmt und alle zu diesem Kampfe nöthigen Verabredungen getroffen, der im Weingarten stattfinden solle nach vierzehn Tagen bei dem allgemeinen Turnier, wozu sie der König eingeladen habe. Auf diesen Anfang folgten mehrere Ausforderungen zwischen den kampflustigen Jünglingen und als Klaus Daa eine halbe Stunde nachher den Fechtboden verließ, hatte er für sein Theil den Handschuh gewechselt mit Tage Thott, mit Peter Galle und mit Oluf Björn, welche alle Drei geübte Fechter

waren, und mit dem ersten lautete die Abrede auf scharfe Waffen.

Die erlittene Kränkung hatte seine Sinne in einen Aufruhr gebracht, welchen die entfernte Aussicht, die Beleidigung mit Blut abzuwaschen, noch nicht zu stillen vermochte, und als Klaus Daa endlich den einsamen Hain bei der Sankt Annakapelle betrat, war er noch still und verschlossen, ganz gegen seine Gewohnheit; und der erste Gedanke, der sich ihm aufdrängte, als er hineinging unter die dicht belaubten Bäume, deren Schatten bei der sinkenden Sonne schon sich zu verlängern begannen, war der, daß es nicht zu seinem Vortheil gewesen sei, als er das erste Mal diesen Ort betreten habe; und damit mischte sich ein geheimer Unwille — wenn wir eine verborgene Falte in seinem Herzen entschleiern wollen — gegen das unschuldige Mädchen, das, ohne es zu ahnen, die Veranlassung zu der Verletzung gewesen war, die er erlitten hatte, und zu den bösen Gerüchten, die über ihn ergangen waren. So sind nun einmal die Männer!

Anna ließ nicht lange auf sich warten. Aber ihre Schritte wurden langsamer, je näher sie dem Ziel ihrer Wanderung kam, und er hatte Zeit genug, sie im vollen Schein der Abendsonne zu betrachten, welcher zwischen den Baumgruppen sich ergoß und ihren schwebenden Gang beleuchtete, ihre reizende Farbe, ihre halb geöffneten Lippen und weißen Zähne und die über die schamhaft gesenkten Augen sich wölbenden Brauen. Und als sie endlich vor ihm stand und die Augen aufschlug, floß ein solches Licht von Freude, Dank und Bewunderung über ihr Gesicht, daß Klaus Daa unwillkürlich sein Herz schlagen fühlte, ungeachtet es von

einer tiefen und aufrichtigen Zärtlichkeit für eine Andere geschirmt war, und ohne daß er es wußte, nahm seine Stimme eine Sanftheit an, die für das junge Mädchen gefährlich werden konnte, indem er ihr die Hand reichte und sagte: „Also Ihr seid es, Anna, die mit mir reden will. Ich ahnte es beinahe. Was kann ich für Euch thun? Sag es nur, Du sollst mich gewiß nicht vergebens bitten, wenn ich irgend Dir dienen kann."

Anna berührte die Hand, die er ihr reichte, mit ihren äußersten Fingerspitzen und stammelte eine Entschuldigung wegen der Dreistigkeit, die sie sich genommen habe, an ihn zu schreiben und ihn um eine Zusammenkunft zu bitten. Und Klaus Daa — wir müssen die Wahrheit gestehen — erleichterte ihr die Einleitung, die ihr so schwer fiel, nicht mit einem einzigen Worte, denn diese Verwirrung stand ihr so allerliebst, daß er sich berechtigt fühlte, diese Verwirrung, diese Dankbarkeit, diese Lieblichkeit im vollsten Maße zu genießen, schuldete sie ihm doch wenigstens ein Mal ihre Rettung. So eigensüchtig ist der Mann! Und wir wollen nicht allzu streng mit ihm ins Gericht gehen wegen der Blicke, die er mittlerweile auf die reizende Anna warf, wovon sie nicht umhin konnte, einzelne Strahlen aufzufassen. Er fühlte selbst, wie nahe er dem Abgrunde war, und indem er sich plötzlich zusammennahm, fragte er mit veränderter Stimme: „Was habt Ihr mit mir zu sprechen, Anna?"

Es ist nicht unmöglich, daß ein dunkles Gefühl der Veranlassung zu diesem plötzlichen Übergang von Milde bis beinahe zur Härte sich in Annas Brust regte. Sie senkte die

Augen wieder mit aufblühender Röthe, ihr Herz schlug gewaltsam und auch sie strebte, ihrer Stimme mehr Festigkeit zu geben, indem sie ihm Alles mittheilte, was Dyveke gesehen und gehört hatte. Aber ohne es zu ahnen, verrieth sie Dyvekes Theilnahme für den Schloßhauptmann in diesem Bericht, denn sie hob es mehrmals heraus, daß sie auf deren inständige Aufforderung diesen ungewöhnlichen Schritt gethan habe. Weshalb war es ihr so sehr darum zu thun, jeden Gedanken zu entfernen, als ob sie selbst so viel Theil nehme an dem Schicksal des Schloßhauptmanns, ihres Wohlthäters? Sie gab sich selbst nicht Rechenschaft davon, aber der bloße Gedanke, es sei möglich, daß Klaus Daa dies glauben könne, ängstete sie und machte ihr Herz noch stärker schlagen.

Als der junge Mann hörte, daß die Rede war von einem Wagstück, kam ihm dies in seiner gegenwärtigen Stimmung sehr gelegen und von der früheren Wortkargheit ging er über zu häufigen Fragen, um sich vollkommen von den Umständen zu unterrichten. Und nun zog er es unbedingt vor, dem treulosen Boten des Schloßhauptmanns die Briefe mit Gewalt abzunehmen, um so mehr, da es schon so spät war, daß er schwerlich der Absendung würde vorbeugen können, wenn er auch auf der Stelle nach der Stadt zurückkehrte, um mit dem Schloßhauptmann zu sprechen.

Anna hörte diesen Entschluß mit pochendem Herzen. „Und Ihr wollt Euch allein in den Kampf wagen mit einem solchen Verräther, der vielleicht sogar Beistand erhält von dem abscheulichen Hans Faaborg und seiner Rotte?“

sagte sie und indem sie ganz ihre bisherige Verlegenheit vergaß, bestürmte sie den Klaus Daa mit Bitten, wenigstens seinen Diener dabei mitzunehmen.

Aber Klaus Daa wollte nichts davon hören, er hatte sein gutes Schwert und mehr verlangte er nicht, um in den Kampf zu gehen, wie viele Verräther ihm auch Hans Faaborg entgegenstellen möchte. Ob er ein Vergnügen daran fand, sie ein wenig zu ängstigen — — — ob er nicht der Versuchung widerstehen konnte, diese Qual zu verlängern, die ihre Theilnahme so ohne Vorbehalt verrieth — — — wir müssen es wiederholen: So sind die Männer!

Ohne auf ihre Bitten zu antworten, bot Klaus Daa ihr Lebewohl und eilte hurtig übers Feld, um den Weg außerhalb um die Stadt bis zum Nordthor zurück zu legen, ehe der Bote, von dem er nichts weiter wußte, als daß er ein kräftiges Pferd reiten würde, die Stadt verlassen hätte.

Anna sah ihm nach mit gefalteten Händen und rief ihre Heilige an um Schutz für den Theuern. Aber sie wollte sich darauf nicht allein verlassen; deshalb suchte sie sogleich den Aslak auf und bat ihn, den jungen Edelmann in einigem Abstande zu begleiten und ihm nöthigenfalls beizustehen. Sie hatte zu thun, ehe es ihr glückte, dem Kämpen ihr Verlangen begreiflich zu machen; er stierte sie an und hörte nur halb, was sie sagte. Endlich glückte es ihr. Aslak schwur hoch und theuer, daß er den Edelmann beschützen wolle, als ob sie selbst es wäre, und um ihr zu beweisen, daß er es im Stande sei, zog er Faaborgs Dolch hervor, den er in jener Nacht erbeutet hatte.

— „Brauche den Dolch nicht, lieber Aslak, außer

im höchsten Nothfall," sagte Anna. „Aber spute Dich, er ist uns beinahe aus dem Gesicht. Wer weiß, ob nicht schon hinter jenem Busch Verräther auf ihn lauern. Jetzt ist er an der Ecke — — — Ach, er sieht sich nicht einmal nach mir um! — — — Jetzt ist er fort. — — — Spute Dich, Aslak, und verliere ihn nicht aus dem Auge. Die Heiligen seien mit Euch!"

Aslak heftete seinen Blick fest auf Anna. Ob es sein gewöhnliches Starren war oder ob ein eifersüchtiges Gefühl sich in diesem Augenblick in seiner Seele regte, ist nicht leicht zu entscheiden. Dann wandte er sich um, verbarg den Dolch und ging dem Klaus Daa mit weiten Schritten auf demselben Wege nach. Anna sah ihm nach, bis er den Busch erreichte, wo der Weg sich krümmte und wo sie den Klaus Daa verschwinden sah, ohne daß er sich umgesehen hätte. Aber der Elephant sah sich um und als er Anna noch auf derselben Stelle stehen sah, legte er unwillkürlich die Hand aufs Herz und verdoppelte seine Schritte.

Anna kehrte betrübt und gedankenvoll nach Hause. Und diese ihre Zusammenkunft mit einem jungen, einnehmenden Manne, ihrem Lebensretter, ihrem Ideal, wie kurz sie auch gewesen war, blieb nicht ohne Wirkung auf das Herz der armen Anna.

Klaus Daa eilte hurtig fort. Dicht am Thor außerhalb war ein kleines Gehölz auf der Böschung des Grabens, der die Stadt einschloß. Es war auf dem fruchtbaren Boden üppig aufgeschossen und dicht verwachsen. In diesem verbarg sich Klaus Daa, so daß er selbst ungesehen

Jeden im Auge hatte, der aus der Stadt über die Zugbrücke kam. Fast zu gleicher Zeit hatte der Elephant unbemerkt dicht bei ihm seinen Platz in dem dichten Busch gewählt.

Es war spät Abends und aller Verkehr hatte allmählig aufgehört. Ein bäuerlich gekleideter Mann kam zu Fuß aus der Stadt mit einem Korb am Arm und blieb dicht bei der Stelle stehen, wo Klaus Daa sich versteckt hatte. Gleich darauf kamen zwei andere, die gleichfalls stehen blieben, und dann ein Mann in einem langen Mantel mit einem Schwert, das unten aus dem Mantel hervorsah. Alle drei Bauern waren mit tüchtigen Knütteln bewaffnet.

— „Sollen wir hier auf ihn warten, Hans Schreiber?“ sagte der eine Bauer und zeigte auf das Gebüsch. „Die Gelegenheit ist gut und man sagt ja: Zeit und Gelegenheit sind aller Thaten Leib und Seele.“

— „Die Gelegenheit wäre gut genug, aber es ist hier zu nahe bei der Stadt,“ antwortete Hans Faaborg. „Wer die Erbsen auf die Straße säet, wird keine Früchte einärnten. Nein, wir wollen ihn bei dem serritslöver Busch erwarten, da ist die Gelegenheit eben so gut, und was wir heut Abend thun, das wird morgen den serritslöver Bauern auf Rechnung geschrieben werden. Mögen sie die Schuld auf sich nehmen, während Ihr nur in ihren Röcken steckt. Geht nur voraus bis zum Busch, ich komme nach. Und vergeßt nicht: Wenn ich zu ihm sage: Guten Abend und Gott befohlen, Ole! dann wird er anhalten und dann springt Ihr zu und schlagt ihn mit den Knütteln auf den Kopf, den Verräther an dem König und an Madame Sigbrit. Und

wer von Euch ihm den Schädel so platt schlägt wie einen Teller, der hat sein Glück gemacht."

Die Männer gingen voraus. Hans Faaborg ging in einigem Abstande nach und freute sich bei dem Gedanken, daß Ole Skaaning, sein Plagegeist, heute Abend die Sonne zum letzten Male untergehen sehen werde.

Sie waren nicht mehr zu sehen und die Thorwächter stießen ins Horn zum Zeichen des Thorschlusses. Noch ließ sich kein Sendbote erblicken. Klaus Daa fing an zu fürchten, daß er zu einem andern Thor hinausgeritten sei oder seine Reise bis morgen verschoben habe. Da erscholl ein Pferdegetrappel von fern in der Gasse, es kam näher und eine Stimme, deren Klang sich unter dem Thorgewölbe verstärkte, rief den Wächtern zu: „Holla, gute Freunde, wartet ein Bischen, laßt einen Reisenden noch hinaus, ehe Ihr die Brücke aufzieht. Es war nahe daran, so hättet Ihr mich eingeschlossen."

— „Es ist manchmal besser drinnen als draußen," sagte der Wächter. „Ihr wißt wohl, wenn das Licht gelöscht und das Thor geschlossen ist, so vergißt man den, der draußen ist. Na, reitet hinüber. Gott mit Euch, Landsmann!"

— „Schönen Dank! Gute Wache in Jesu Namen! — oder in Satans Namen, denn es ist ja heute Donnerstag und da haben die Kobolde Macht," fügte Ole Skaaning für sich hinzu, während er über die Zugbrücke ritt, die gleich hinter ihm aufgezogen wurde.

Ole Skaaning ritt ein starkes Pferd, an der Seite hatte er ein langes Schwert und am Sattel einen Streit=

kolben. Er sah aus wie ein Mann, der eine lange und gefährliche Reise vor sich hat.

Gleich darauf war er dicht am Gehölz. Klaus Daa stand am Wege und erwartete ihn. Als Ole Skaaning vorbeireiten wollte, griff er dem Pferde in den Zügel und rief: „Halt! Guten Abend, Ole! Wir Beide haben mit einander zu sprechen, ehe Du weiter reitest.“

— „Ole heiße ich, das ist richtig, aber wenn Ihr mir kein anderes Zeichen zu geben habt, so laßt mein Pferd los oder ich haue Euch über den Hirnschädel.“

— „Gieb mir die Briefe, die Du bei Dir hast, und Du kannst reiten, wohin Du willst. Aber machst Du Umstände, so ist es Deine eigne Schuld, wenn dies Dein letzter Tag ist.“

— „Hoho! Ihr hört die Glocken läuten, aber wißt nicht, wo sie hängen, merke ich. Macht Platz, Ihr Straßenräuber!“

Ole Skaaning spornte das Pferd, das sich mit Gewalt bäumte und den Klaus Daa mit sich in die Höhe riß. Indem zog Ole sein Schwert und hätte dem jungen Edelmann zweifelsohne den Kopf gespalten, wenn nicht etwas Anderes dazwischen gekommen wäre.

Der Elephant war dem Klaus Daa wie ein Hund seinem Herrn gefolgt; bei jeder Bewegung, die er machte, hatte auch Aslak seine Stellung verändert. Als Klaus Daa das Gebüsch verließ, stand der Kämpe hinter dem äußersten Busch; daher war es ihm leicht möglich, dem Edelmann zu Hülfe zu kommen. Als Ole sich im Sattel erhob, um zuzuhauen, ergriff ihn Aslak bei dem einen Bein und hob

ihn so gewaltig in die Höhe, daß er zur Erde stürzte und im Fall Schwert und Zügel verlor. Mit dem Instinkt eines Hundes saß Aslak ungesäumt über ihm und packte ihn so fest an der Gurgel, daß er nicht schreien konnte, während seine Augen jeder Bewegung des Junkers folgten.

Alles dies ging so rasch vor sich, daß Klaus Daa kaum Zeit gehabt hatte, die Gefahr, in welcher er schwebte, zu bemerken, als er auch schon gerettet war. Betroffen erkannte er dasselbe seltsame Wesen, das in jener Nacht mit Gustav Eriksson gekämpft und ihn selbst verwundet hatte. Aber es war nur ein flüchtiger Blick, den er auf Aslak warf; er wandte sich gleich wieder an Ole Skaaning.

— „Gieb die Briefe her, die Du ausliefern sollst, Du doppelter Verräther!“ sagte er, „oder ich jage Dir mein Schwert durch Deinen treulosen Leib.“

— „Befehlt Eurem Bullenbeißer, meinen Hals loszulassen, sonst kann ich ja nicht sprechen,“ antwortete Ole und sah sich nach Entsatz um. Aber er war allein und waffenlos in Aslaks Gewalt.

— „Das ist keines Rittersmannes Weise, seine Klinge gegen einen wehrlosen Mann zu ziehen,“ fuhr er fort. „Läge ich hier nicht auf der Erde, zögt Ihr kaum das Schwert. Aber es ist leicht, einen gefallenen Mann zu tödten.“

— „Her mit den Briefen, Schurke!“ sagte Klaus Daa und steckte das Schwert in die Scheide.

— „Ich weiß nicht, was das für Briefe sind, wovon Ihr sprecht. Wollt Ihr mir mein Reisegeld rauben, so kann ich nichts dagegen machen, obwohl Ihr mir zu vornehm ausseht für ein solches Gewerbe. Aber Briefe habe ich nicht.“

— „Die Briefe, Ole, welche Du von dem Schloßhauptmann empfingst, um sie nach Spanien zu bringen, die Du aber an Hans Faaborg für zweihundert Gulden verkaufen willst. Hast Du mich nun verstanden?“

— „Der tückische Gaudieb!“ brach Ole Skaaning aus. „Mir sagte er, daß er nicht mehr als die Hälfte schaffen könnte. Der niederträchtige Schurke! Mit dem ist keine Kameradschaft zu machen. Aber er soll sie auch nicht haben, der Vatermörder! Ihr sollt sie haben, Herr, wenn Ihr mir zweihundert Gulden dafür geben wollt.“

— „Wenn Du sie nicht auf der Stelle auslieferst, so will ich Dir meine Klinge bis ans Heft zu kosten geben.“

— „So befehlt Eurem Bullenbeißer, meine Hand loszulassen, damit ich mein Wamms aufknöpfen kann; Ihr werdet doch nicht verlangen, daß ich sie heraushexe?“ sagte Ole mit in sich gefressenem Ärger. „Wenn ich meinen Arm frei habe, will ich sie Euch geben, nachdem Ihr mich übermannt habt, Zwei gegen Einen, und ich kann schwören, daß ich sie nicht länger habe vertheidigen können. Aber wenn Ihr nicht ein Dieb oder Sohn eines Diebes seid, so werdet Ihr als ein Edelmann mir den Verlust erstatten, den ein armer Mann dafür leidet, daß er Euer Verlangen erfüllt, denn nun komme ich um den Botenlohn, den ich mir verdient haben würde.“

Klaus Daa gebot dem Aslak, ihn loszulassen. Ole richtete sich in die Höhe und fing an, sein Wamms aufzuknöpfen, um die Briefe heraus zu nehmen. Aber plötzlich ergriff er seinen Dolch und stieß damit nach Klaus Daa, der sich über ihn beugte, um die Briefe in Empfang zu

nehmen. Die sitzende Stellung erlaubte ihm jedoch nicht, seine Kräfte zu gebrauchen, der Stoß war matt und glitt ab von des Junkers Degengehenk, ohne ihn zu verwunden.

Aslak zog hurtig seinen Dolch und wollte Ole Skaaning damit niederstoßen, besann sich aber plötzlich, weil ihm Annas Verbot einfiel. Er warf den Dolch weg und gab dem Ole mit der geballten Faust einen so gewaltigen Schlag auf die Herzgrube, ehe dieser einen Stoß gegen ihn führen konnte, daß das Blut ihm aus dem Munde stürzte und er ohne Bewußtsein umsank.

Klaus Daa riß des Hingesunkenen Wamms auf und durchsuchte ihn. Bald hatte er des Schloßhauptmanns Briefe gefunden und sobald er sich überzeugte, daß Alles in seiner Gewalt sei, was dem Verräther anvertraut war, verließ er ihn, nachdem er den Inhalt seiner Geldkatze in den Hut Ole Skaanings ausgeschüttet hatte zur Erstattung des ihm Abgenommenen.

Der Elephant scharrte verächtlich Ole Skaanings Dolch und Schwert in den Seitengraben und stieß ihn mit dem Fuß an, und da er sah, daß er sich noch rührte, schleppte er ihn beiseit, damit er in der Dunkelheit nicht überfahren werde, und folgte dann dem Junker, der sich schon auf den Rückweg gemacht hatte.

Seine einförmigen, schweren Schritte machten, daß Klaus Daa sich nach ihm umwandte. Der Elephant folgte ihm auf der Ferse, die Hände in der Tasche, den Rücken gekrümmt und den Kopf gesenkt, wie ein müder Hund dem Pferde seines Herrn auf einer Reise folgt.

— „Mein Freund," sagte Klaus Daa, „Du hast mir

heute Abend mehr als einen Dienst geleistet. Ich leerte meine Geldkatze in den Hut des Schurken und kann Dich nicht belohnen, wie ich es wünschte, aber sage mir, wo ich Dich finden kann, und Du sollst mir nicht umsonst begegnet sein.“

Aber der Elephant beantwortete eben so wenig diese wie mehrere andere Fragen auf andere Weise als durch Kopfschütteln.

— „Er ist stumm, der arme Teufel,“ sagte Klaus Daa mitleidig. „Das Schicksal hat ihn karg ausgesteuert. Er gleicht mehr einem Kobold als einem Menschen. Aber es scheint doch ein ehrliches Herz in ihm zu schlagen. Da, mein Freund,“ fuhr er fort, indem er seine Halskette abnahm und ein Stück davon losnestelte, „nimm das statt Geldes, es ist so gut wie Geld. Und Dank für die Hülfe, die Du mir geleistet hast.“

— „Das will ich ihr geben,“ sagte der Kämpe.

— „Was? Du sprichst? Und Du willst es ihr geben? Welchem Mädchen? Du?“

Und Klaus Daa betrachtete den Aslak mit einem Lächeln, als ob die Hingebung an ein Weib das Vorrecht der Schönheit sei.

— „Ihr,“ wiederholte Aslak mit der Hand auf dem Herzen.

— „Ihr?“ sagte Klaus bei sich selbst. „Wer ist sie? ——— Und sollte mir Jemand diesen Beistand gesandt haben? ——— Sollte es Anna sein? ——— Wer sonst?“

Und ein Lächeln begleitete diesen Gedanken.

Sie gingen stillschweigend draußen um die Stadt hin.

Endlich sagte Klaus Daa: „Kannst Du mir ein Obdach für diese Nacht nachweisen oder eine sichere Herberge, wo ich den Morgen erwarten kann, so sollst Du Dank haben, denn hier zu gehen, ist eben kein Vergnügen."

— „Ich kann Euch in die Stadt bringen," sagte der Elephant mit einem politischen Lächeln. „Mir können sie den Eingang nicht verschließen."

— „Du? Du bist ein Zauberer, glaube ich. Aber wenn Du kannst, womit Du prahlst, so will ich Dir noch zehn Glieder von meiner Kette zur Belohnung geben."

Der Kämpe warf einen gierigen Blick auf den Halsschmuck und sagte: „Aslak will ihr geben, was Ihr ihm verehrt."

— „Da, Du treue Seele, gieb ihr das und bringe ihr meinen schönsten Gruß. Schaffe mich nun in die Stadt, wie Du mir versprochen hast."

Ohne zu antworten ging Aslak hurtig voran, bis sie die rothe Brücke erreichten, einen ehemaligen Übergang für Fußgänger über den Graben zwischen dem Nord- und Ostthor. Diese Brücke wurde schon damals nicht mehr benutzt und war deswegen abgebrochen, so daß nicht das Mindeste von dem Pfahlwerk mehr aus dem Wasser hervorragte. Aslak bedeutete ihm, daß er ihn auf die Schulter nehmen wolle, und so trug er den Klaus Daa durch den Stadtgraben, indem er das unter dem Wasser verborgene Fundament der Brücke eben so sicher mit seinen Schritten zu finden wußte wie ein Lootse, der ein Schiff zwischen Klippen hindurchführt. Ungeachtet ihm das Wasser bisweilen hoch an den Leib hinaufging, brachte er ihn doch

glücklich hinüber und nun ward es dem behenden Junker leicht, über das verfallene, rothe Pfahlgitter zu klettern, das ihn noch von der Stadt trennte. Sobald der Kämpe ihn sicher jenseits des Gitters sah, kehrte er zurück mit einer Hurtigkeit, welche verrieth, daß er diesen Weg oft mache, und verschwand im Gebüsch jenseits des Grabens.

Bei Tagesanbruch, als das Schloßthor geöffnet war, stand Klaus Daa am Bett des betroffenen Torben Oxe und überreichte ihm die Briefschaften, welche dieser in gutem Gewahrsam auf dem Wege nach Spanien glaubte. Der Schloßhauptmann mußte erröthen über den Leichtsinn, womit er eine so wichtige Sache behandelt hatte, die als Geheimniß ausgeführt werden sollte und in so wenigen Stunden schon zu so vielen Ohren gelangt und nur durch eines fast fremden Mannes Herzhaftigkeit gerettet war. Seine Erbitterung kannte deshalb keine Gränzen. Er rasete gegen den niederträchtigen Hans Faaborg und den lügenhaften Ole Skaaning, er wollte sie Beide wegen ihrer Verrätherei vor Sonnenuntergang aufknüpfen lassen und Klaus Daa mußte alle seine Beredtsamkeit anwenden, um ihm das Versprechen abzunehmen, daß er seine Rache bis auf eine gelegenere Zeit versparen wolle.

—„Es schickt sich wohl nicht für mich als einen jungen Mann, Torben Oxe Vorsicht lehren zu wollen," sagte Klaus Daa. „Aber ich bin schon alt genug bei Hofe, um zu wissen, daß es nicht werth ist, des Königs Zorn zu reizen, wenn es sich vermeiden läßt. Sobald der König hiervon unterrichtet ist, wird er sich Eures Schreibers annehmen und Ihr werdet Euern Willen schwerlich ausführen können. Wenn Ihr

dagegen thut, als ob nichts geschehen sei, so wird die Sache bald vergessen werden, welche, wenn sie offenbar wird, leicht Ihro Gnaden der Königin am meisten schaden dürfte. Ihr habt immer den Gewinn gehabt, daß Ihr zwei Verräther kennen lerntet und Euch vor ihnen in Acht nehmen könnt."

— „Und einen Freund habe ich kennen gelernt, der mir den größten Dienst geleistet hat, den mir Jemand leisten konnte," fügte Torben Oxe hinzu. „Wie soll ich Euch meine Dankbarkeit beweisen?"

— „Wenn es wahr ist, daß Euch damit ein Dienst geschehen ist, so gewährt mir, um was ich gebeten habe, denn ich nehme an, daß es zu Eurem eignen Besten ist; da schuldet Ihr mir keine Dankbarkeit."

— „Nun wohl, ich will mich Euch fügen, wie hart es mir auch falle, in der Hoffnung, daß das Schicksal mir einmal eine günstige Gelegenheit schenken werde, meinen Unmuth an diesen Schurken zu kühlen. Aber was Euch betrifft, da sind wir nicht quitt und Torben Oxe macht sich eine Freude daraus, zu gestehen, daß Ihr ihm mehr als das Leben, daß Ihr ihm die Ehre gerettet habt."

Sie überlegten nun zusammen, wie es möglich wäre, das Geschäft auszuführen, das der falsche Vertraute verrathen hatte. Aber es zeigten sich große Schwierigkeiten. Der König hatte wohl vor Kurzem eine Art von Postwesen eingeführt, nämlich Läufer, welche von Stadt zu Stadt mit Briefen liefen. Aber es war unsicher, ob nicht Sigbrit oder ihre Freunde die auf diese Weise beförderten Briefe untersuchten. Torben Oxe mußte gestehen, daß er keinen einzigen Diener habe, auf den er sich verlassen könne.

— „Ich schäme mich, es zu sagen," brach er aus, „aber alle meine Leute sind in der Bischöfe oder Sigbrits Solde, so daß Alles, was wir thun, beobachtet wird. So weit ist es mit der Ehrlichkeit und Sicherheit hier zu Lande gekommen."

Klaus Daa wollte wohl die Briefe durch seinen Diener besorgen lassen, für dessen Treue er einstehen könne, aber Mogens hatte nur geringe Geistesgaben und da die Sendung leicht mit unvorhergesehenen Schwierigkeiten verbunden sein konnte, so war er nicht der Mann, sie zu überwinden, ohne einen Verdacht zu erwecken, der der Königin gefährlich werden konnte, auf welche Sigbrit, nachdem sie gewarnt war, gewiß ein wachsames Auge hatte; denn es war zu vermuthen, daß sie der Königin einen Antheil an der Sendung nach Spanien zutraute.

Nachdem man alle Mittel erschöpft und verworfen hatte, sagte Klaus Daa endlich: „Wohlan, so will ich die Sendung übernehmen und ich will es für eine Ehre halten, für die Königin etwas zu thun, was ich jetzt, wo ich kampfgebunden bin, für keinen Menschen auf Erden thun würde. Ich will den Brief so weit schaffen, als sich hin und zurück reiten läßt von jetzt bis zu dem Tage, wo das Turnier im Weingarten abgehalten werden soll. Da hafte ich mit meiner Ehre und muß zurück sein und da kann Niemand mich vertreten, aber bis zu jenem Tage will ich der Königin Diener sein mit aller Treue, sofern sie meine geringen Dienste nicht verschmäht."

Torben Oxe umarmte den jungen Mann, der mit so viel Edelmuth sich zu diesem gefährlichen Auftrag erbot.

Denn um jene Zeit war eine solche Reise ohne Gefolge an sich schon ein gefährliches Unternehmen und wurde seine Reise verrathen, so konnte sie ihm aufs Neue die Ungnade des Königs zuziehen, um so mehr, da er keinen Urlaub dazu einholen konnte. Es ward zwischen ihnen abgemacht, daß Torben Oxe sich durch Birgitte Bryske an die Königin wenden und um einen Empfehlungsbrief an einen der flandrischen Hofagenten in Bremen bitten solle, der die Briefe der Königin in Empfang nähme und sie weiter an ihre Bestimmung besorgte; denn weiter als bis zu dieser freien Hansestadt sah Klaus Daa wohl ein, daß er nicht würde kommen können. Vor Abend sollte Torben Oxe ihm dies Schreiben bringen, so daß er mit Thoresschluß die Reise anträte, die er wohl glaubte, heimlich halten zu können, da sein Diener ihn einstweilen als krank und zu Bett liegend angeben sollte.

Nach diesen Verabredungen fragte der Schloßhauptmann, wie Klaus Daa die Verrätherei so bestimmt auf Tag und Stunde erfahren habe. Klaus Daa gerieth einigermaßen in Verlegenheit, als er ihm mittheilen mußte, daß Dyveke ihm durch Anna, die Pflegetochter eines gewöhnlichen Herbergswirthes die Nachricht habe zukommen lassen; er machte es deshalb kurz und sprach hauptsächlich von Dyveke. Es schmeichelte der Eitelkeit des Schloßhauptmanns, daß die schöne Dyveke so viel Antheil für ihn bezeigt und sich selbst dabei seinetwegen Sigbrits Zorn ausgesetzt hatte; er hielt es deswegen für seine Schuldigkeit, ihr seine Aufwartung zu machen und ihr persönlich seinen Dank zu überbringen, und dies wollte er baldmöglichst thun.

Klaus Daa wandte den Tag an, sich bei Hofe zu zeigen, zu Hause aber Alles zur Abreise vorzubereiten. Gegen Abend ging er zu Frau Anna Arvidstochter, täuschte sich aber in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, um Adelgunde von seiner plötzlichen Reise in Kenntniß zu setzen. Die alte Dame verließ das Zimmer keinen Augenblick und war heute ungewöhnlich gesprächig, so daß sie eifrig an der Unterhaltung Theil nahm, die sich um Nachrichten historischen und politischen Inhalts drehte, welche sie eben von ihrem Gemahl im Auslande erhalten hatte. Klaus Daa versuchte vergeblich, ein Paar Worte zur Erklärung seiner bevorstehenden Abwesenheit einzustreuen. Alles, was er dadurch erreichte, war, daß Gundel merkte, er habe etwas auf dem Herzen, ohne jedoch das Richtige zu ahnen. Der fragende Blick, womit sie von ihm Abschied nahm, machte ihn verlegen; er zauderte ein Weilchen, aber es fiel ihm kein Ausweg ein und er ging, ohne bewerkstelligt zu haben, was er so lebhaft wünschte.

Dyveke war im Laufe des Tages bei Anna gewesen und hatte ihr erzählt, daß ihre Mutter mit Hans Faaborg schrecklich umgegangen sei, als er ihr die Nachricht von dem mißlungenen Unternehmen brachte. Er hatte mit den Leuten des Stadtvogts lange vergeblich gewartet; endlich, da ein gesatteltes Pferd ohne Reiter vorbeikam, ahnte er Unrath, kehrte um und fand Ole Skaaning an der Straße liegen, halb todt und geplündert, ohne etwas Weiteres angeben zu können, als daß ein vornehmer Herr ihn überfallen habe. Die Briefe waren fort. Sigbrit hatte geschworen, die Briefe sollten nicht außer Landes kommen, so lange ihre

Augen offen ständen, und wer sich damit wegschicken ließe, um dessen Hals solle es gethan sein. Dyveke hatte mit kindischer Schadenfreude erzählt, daß ihre Mutter den ganzen Tag in übler Laune gewesen sei und daß sie auf Faaborg gewaltig zürne, den sie beschuldigte, eben so verrätherisch gegen sie wie gegen Torben Oxe gehandelt zu haben, weshalb sie ihm drohte, ihn sowohl bei dem König wie bei dem Schloßhauptmann angeben zu wollen. Alles dies hatte Dyveke erhorcht und als Faaborg von Sigbrit sich verabschiedete, war sie auf die Treppe hinausgelaufen, um ihm zu begegnen und ihn zu foppen, so daß er nahe daran gewesen war, herzhaft zu weinen über all das Unglück, daß er sich selbst durch seine Falschheit bereitet hatte.

Anna dankte ihrer Heiligen, daß Klaus Daa das gefahrvolle Abenteuer glücklich bestanden hatte. Sie hatte die Nacht in tödtlicher Angst zugebracht; bei jedem Geräusch des Nachtwindes in den Kastanienbäumen fuhr sie auf und glaubte, Aslak komme, um den verwundeten oder gar schon getödteten Jüngling nach Hause zu bringen. War sie es doch, die ihn in den Tod gesandt hatte, sie, welche ihm ihre Lebensrettung dankte! — Als aber Aslak ihr am Morgen die ihm von Klaus Daa geschenkten Goldringe brachte, drückte sie in froher Dankbarkeit dem Kämpen die braune, harte Hand und sobald sie allein war, knüpfte sie dies Andenken an eine seidene Schnur und verbarg es an ihrer Brust.

Der Schloßhauptmann besuchte den Klaus Daa spät Abends und brachte ihm einen Brief von der Königin an den flandrischen Agenten in Bremen zugleich mit dem Dank

der hohen Frau für seine ritterliche Ergebenheit gegen ihre Person. Die Königin wünschte ihm eine glückliche Reise und baldige Rückkehr und ließ ihm eine flache Goldkapsel überreichen, worin ein geweihtes Amulet war, das sie ihm leihen wolle; er solle es um den Hals tragen, da werde es ihn schützen gegen alle Unglücksfälle. Entzückt über der Königin Gnade bestieg er sein Pferd, nachdem er seinem Diener den Befehl gegeben hatte, jeden Besuch bei ihm abzulehnen und ihn als krank und bettlägerig zu melden, und ehe noch das Westthor geschlossen war, verließ er eiligst in aller Stille die Stadt, gekleidet wie ein gewöhnlicher Kriegsmann, und wählte die mindest besuchten Wege.

Aber seine Reise blieb nicht lange ein Geheimniß. Sein Wirth, der fromme Gerber Johann Spegelberg, hatte an der Thür gelauert und den Bescheid gehört, den Klaus Daa seinem Diener beim Abschied gab. Tags darauf begab er sich früh Morgens zum Prior in das Graubrüderkloster und theilte ihm mit, sein junger Hausgenosse, von dem so viel gesprochen werde und der im Verdacht stehe, es mit den schwedischen Aufrührern zu halten, habe heimlich die Stadt auf einige Zeit verlassen, während sein Diener ihn als krank ausgeben müsse. Der Prior dankte ihm für seinen Eifer, bat ihn, ferner Acht zu haben auf Alles, was in der Stadt vorginge, und ertheilte ihm zur Belohnung Absolution und Sündenvergebung auf acht Tage voraus. Diese Nachricht konnte freilich den Prior nicht bedeutend interessiren, aber er wollte dem Gerber, der sein dienstwilliger Spion war, seine gute Gewohnheit nicht verleiden. Und da der Prior bei den Graubrüdern sich den König zu verbinden strebte, soweit

es unbeschadet der geistlichen Angelegenheiten anging, so theilte er dem König diese Nachricht über einen seiner Hofleute mit. Des Königs Argwohn gegen Klaus Daa ward wieder geweckt und er ließ ihm sofort nachsetzen durch einige Reiter längs der Küste mit dem Befehl, ihn lebendig oder todt zurück zu bringen. Und dieser Befehl erging auch an die Lehnsmänner in Schonen, denn der König stand in der Meinung, Klaus Daa habe sich zu den schwedischen Aufrührern begeben mit Botschaft von den Mißvergnügten in Dänemark. Aber man wollte nichts von Klaus Daa oder irgend einem Reisenden, wie es in dem königlichen Brief an die Lehnsmänner angegeben war, gesehen oder gehört haben. Als der König mit Sigbrit davon sprach, that sie, als ob sie zum ersten Mal davon höre, und sagte, sie könne nicht glauben, daß der junge Mann, falls er wirklich einen heimlichen Auftrag dem Gerücht zufolge übernommen habe, den Weg nach Schweden genommen; er gehe wohl eher nach Süden, denn es sei „Einigen" mehr darum zu thun, einen geheimen Boten nach Flandern und Spanien, als den Mißvergnügten, einen Boten nach Schweden zu schicken, was ja nicht so schwer sei. Auf diese Weise wußte sie den Samen des Mißtrauens in das Herz des Königs zu streuen und ehe er sie verließ, war sie überzeugt, daß sein Widerwille gegen die Hofmeisterin, Frau Anna Meinstrup, und gegen den Kapellan der Königin, Pater Mansverus, stärker als je zuvor geworden sei.

— „Könnten wir nur diese Beiden über Bord werfen," meinte Sigbrit, „so würden wir bald mit der Königin machen können, was wir wollten, denn ohne diese Rathgeber

wird sie wie ein Lamm sein, obwohl sie einen bestimmten Charakter hat und zu einem Stamm gehört, der das Herz auf der rechten Stelle hat. Aber ein Eber kann wenig schaden, wenn er seine Fangzähne verloren hat.''

Einige Tage nachher saßen Dyveke und Anna, die ihr in der letzten Zeit fast unentbehrlich geworden war, in Dyvekes Zimmer und sprachen zusammen. Sigbrit war ausgegangen, um dem König eine bedeutende, von ihr durchgesehene Rechnung zu bringen und mit ihm über die Einschränkungen in den Staatsausgaben zu sprechen, welche sie bei dieser Veranlassung vorschlagen wollte. Dyveke und Anna hatten sie nach dem Schlosse gehen sehen in Begleitung Faaborgs, der unter ihrer Leitung in dieser Sache gearbeitet hatte und ihr jetzt die Papiere nachtrug, und sie hatte die Absicht, dem König seinen Fleiß zu rühmen und ihm die, wie sie meinte, verdiente Anerkennung dafür, daß er diese verwickelte Rechnung in Ordnung gebracht habe, zu verschaffen.

— ,,Die Heiligen seien gelobt,'' sagte Dyveke, ,,daß ich doch nun einige Stunden ungestört zubringen kann. Das ist in der letzten Zeit kaum möglich gewesen. Meine Mutter ist so unruhig, daß sie auch mir keinen Augenblick Ruhe gönnt; bald kommt sie selbst, bald läßt sie mich rufen, um mich nach den unbedeutendsten Dingen zu fragen. Wüßte ich es nicht besser, so möchte ich beinahe glauben, sie sei bange, mich allein zu lassen, damit ich nicht davon liefe.''

Anna lachte. ,,Du lachst darüber,'' sagte Dyveke, ,,aber es wäre zuletzt ganz gescheidt, wenn ich es thäte. Und

wüßte ich nur wie und wohin, ich hätte wohl Lust dazu, denn wahrhaftig, das Leben hier ist mir eine gewaltige Last."

— „Wie könnt Ihr so seltsam sprechen, Jungfrau Dyveke!"

— „Seltsam! Was ist Seltsames daran? Höre, Anna, Du bist ein gutes Mädchen, ein frommes Mädchen; möchtest Du an meiner Stelle sein? — — — Du schweigst und besinnst Dich. Nein, könnte ich mein Leben von vorn anfangen, so fändest Du mich wahrlich nicht in diesem Steinhause — — — viel lieber in einer Hütte bei einem Manne, den ich liebte und dem ich dienen wollte wie eine Sklavin. Wenn das Weib nicht Sklavin sein kann aus Liebe, so will sie herrschen, es giebt für uns keine andere Wahl; aber es geschieht nur aus Mangel des Besseren, wenn wir uns mit der Herrschaft begnügen, und doch nur auf eine Zeit. Ich bin dessen müde. Ich bin herzlich müde dieses Landes, wo sie zusammen leben wie Hunde und Katzen, Alle ohne Ausnahme. Ich sehne mich nach meinem Vaterlande. Ich habe mich sonst nie danach gesehnt, aber jetzt kommt es mir vor, als müßte es dort weit besser sein als hier. Der König liebt mich nicht mehr — — — nicht mehr wie ehemals — — — und ich — — — ich hasse die Königin, denn sie ist schuld, daß der König sein Herz von mir gewandt hat. Und doch sagen sie, daß ich mächtiger bin als die Königin! Ich will nicht länger die Mächtige sein, es ekelt mich an — — — Und worin besteht meine Macht? Ich kann allen meinen Launen nachgeben und ziemlich viel Schaden anrichten, wenn ich will, aber Gutes zu thun einem einzigen Men-

schen, das wird mir schwer gemacht. Nein, das halte ich nicht länger aus, denn nun sind mir die Augen aufgegangen. Sie krümmen sich Alle vor mir — — — aber sie verachten mich gleichwohl — — — auch Du verachtest mich vielleicht. Thust Du es, Anna? — Nein, Du allein verachtest mich nicht, das wäre undankbar; aber alle Andern — — — alle Männer — — — alle! — — — Torben Oxe achtet mich auch gering.“

Anna schwieg. Sie wußte, daß solche Augenblicke des Mißmuths schnell bei ihr vorübergingen, wenn man ihnen nicht durch Widerspruch Nahrung gab. Dyvekes Magd trat in das Zimmer und meldete, daß der Schloßhauptmann sich durch seinen Pagen erkundigen lasse, ob Jungfrau Dyveke es erlauben wolle, daß er ihr die Aufwartung mache; er würde dann gleich nachkommen. Diese Anfrage von dem Schloßhauptmann war so ungewöhnlich, daß Dyveke darüber höchlich erstaunt war; inzwischen erlaubte sie ihm zu kommen.

— „Da seht Ihr, wie ungegründet Eure Klage ist, Jungfrau Dyveke,“ sagte Anna. „In demselben Augenblick, wo Ihr sagt, daß der Schloßhauptmann Euch gering achtet, bittet er um die Erlaubniß, Euch zu sehen.“

— „Ich hätte es ihm verweigern sollen,“ sagte Dyveke nach einer Pause. „Es thut nicht gut, daß wir Beide uns sehen — — — Du siehst mich an, als ob Du glaubtest, daß ich den Schloßhauptmann hasse? — — — Ich habe vielleicht auch Grund dazu.“

— „Wie könnt Ihr es übers Herz bringen, einen so

schönen und guten Mann zu hassen wie den Schloßhauptmann?"

— „Ja, gerade weil er so schön ist — — — allzu schön. Seine Güte — — — das ist etwas Anderes, daran zweifle ich noch," antwortete Dyveke, indem sie unruhig im Zimmer auf und ab ging.

— „Wie sehe ich aus? Kleidet mich diese Haube? Sollte ich nicht eine andere aufsetzen? Diese ist so zerknittert — — — Besser wäre es freilich, wenn ich mich garstig machte, statt mich zu putzen — — — Ich sehe aus wie krank — — — ich bin auch nicht ganz wohl — — — ich habe Kopfweh — — — Es wäre doch am besten, ich ließe es ihm absagen? Was kann er von mir wollen? Was glaubst Du?"

— „Er will Euch die Aufwartung machen, was bei den Vornehmen heißt, ihresgleichen sagen, wie hoch sie sie achten."

— „Mich achten!" wiederholte Dyveke mit spöttischem Lächeln. „Ich kann Dir wohl sagen, wie hoch er mich achtet. Ach, Anna, das ist es gerade, was mich so grausam quält, daß es mir bisweilen ist, als sollte es mir die Kehle zuschnüren. Mein Herz schlägt, als wollte es mir die Brust sprengen. — — — Ich will Dir etwas erzählen, Anna, was ich keinem anderen Menschen erzählen möchte; aber jetzt muß es heraus, ich kann es nicht länger verschweigen, ich kann nicht, es würde mir das Leben kosten. Sieh mich nicht so an, so will ich Dir erzählen, was mir vor einiger Zeit begegnete. — — — Es können einige Monate sein,

da kam ich eines Vormittags auf das Schloß; ich wollte mit dem König sprechen und Fürbitte einlegen für einen Mann, der zum Galgen verurtheilt war um eine geringe Sache, worin er mir überdies unschuldig zu sein schien. Der König war noch nicht von der Jagd aus Amager zurück. Ich saß in seinem Zimmer, von wo man hinaussehen kann übers Wasser nach Amager, und wollte ihn zu Schiffe kommen sehen. Da kam der Schloßhauptmann in das Zimmer; er sagte, er wolle sehen, ob Alles für die Ankunft des Königs in Ordnung sei. Er sprach allerlei leichtsinnige Worte mit mir und ich lachte darüber und nahm es als Scherz. Aber da faßte er mich um den Leib und wollte mich küssen. Ich weigerte mich — — — Ich hätte ihm immerhin den armseligen Kuß geben können, er bat mich darum, aber da, in des Königs Zimmer, wollte ich nicht. Während wir so stritten, fiel ich auf des Königs Bett, aber ich hielt die Hand vor den Mund, so daß Torben Oxe mich dennoch nicht küssen konnte — — — und ich muß auch gestehen, daß er mich gleich losließ und um Verzeihung bat, darum, daß er mich mit seiner Ausgelassenheit erschreckt hatte. Was sagst Du nun? Glaubst Du wirklich, daß man so handelt gegen den, welchen man achtet? — Es hätte großes Unglück von dem Scherz herkommen können, denn der arglistige Hans Faaborg kam indem zur Thür hereingeschlichen und hätte er es gesehen, so konnte es dem Schloßhauptmann theuer zu stehen kommen. Aber er hatte den Kopf voll von den Sachen, die er dem König auf den Tisch legen wollte, und dachte nicht an uns — — — Ach, Anna, daß er mich küssen wollte, das finde ich sehr natürlich, denn

ich weiß es ja wohl, daß ich hübsch genug bin; aber daß er es auf diese Weise thun wollte — — — und an dieser Stelle — — — das hätte er nicht gethan — — — wenn er mich so geliebt hätte — — — Nein, ich kann es nicht länger ertragen, ich kann es Dir nicht länger verschweigen. Anna! — — — ich liebe den König nicht mehr — — — ich liebe den Schloßhauptmann. Nun habe ich es Dir gesagt, nun habe ich doch Einen, mit dem ich darüber sprechen kann, wie unglücklich ich bin — — — denn ich bin gewiß, daß der Schloßhauptmann mich nicht mit aufrichtiger Zärtlichkeit liebt."

Und Dyveke brach in Thränen aus und sie weinte lange, denn Anna war so erschrocken über dieses Geständniß, daß sie nicht versuchte, sie auch nur mit einem einzigen Worte zu trösten. Endlich sagte sie: „Faßt Euch, Jungfrau Dyveke, da kommt der Schloßhauptmann, ich erkenne ihn an seiner hohen Feder und an seinem stolzen Gang."

— „Kommt er?" rief Dyveke erschrocken und trocknete rasch ihre Augen. „Kann man sehen, daß ich geweint habe? Geht er schnell oder geht er langsam? Sieht er her? Wie sehe ich aus? Sind meine Augen roth? Sieh doch hinaus! Ist er schon nahe? Aber so antworte doch! Du stehst, als ob Du weder Sprache noch Stimme hättest."

— „Ihr fragt mich zu viel auf ein Mal, Jungfrau Dyveke; ich weiß nicht, was ich zuerst beantworten soll."

— „Schweig! Du sollst gar nicht antworten. Geh Deines Wegs! — — — Nein, bleib! — — — Ja, geh nur! — — — Du kannst in den Garten gehen und Dich ins Lusthaus setzen. Und paß gut auf! Wenn ich mein

Taschentuch ins Fenster lege, so ist das ein Zeichen, daß Du heraufkommen sollst — — — Wo willst Du hin? — — — Bleib doch und höre, was ich Dir sagen will — — — Arme Anna! Wie unsinnig ich heute gegen Dich bin. Nein, gehe nicht, setze Dich in die andere Stube und nimm eine Arbeit vor, die erste beste. Versprich mir, daß Du mich nicht verlassen willst — — — Ach Gott, da höre ich schon die Thür — — — Nun kommt etwas die Treppe herauf — — — Sie sind im Vorzimmer — — — Das ist er gewiß schon!''

Es war der Schloßhauptmann. Er hatte gesehen, daß Sigbrit, begleitet von Hans Faaborg, zum König gegangen war mit einem großen Pack Rechnungen, und verließ sich darauf, daß sie einige Stunden auf dem Schlosse bleiben werde, und sah die Zeit für gelegen an, Dyveke einen Besuch zu machen und ihr seinen Dank zu bringen für den thätigen Antheil, den sie daran genommen habe, die Verrätherei zunichte zu machen, die man gegen ihn angesponnen habe.

Der Schloßhauptmann war nach der neuesten, burgundischen Mode in Seide und Sammt gekleidet. Auf den Schultern trug er einen kurzen Mantel von dunkelblauem Sammt, mit Gold gestickt und mit weißem Atlas gefüttert, in der Hand hielt er einen schwarzen Sammthut mit zwei weißen Straußfedern, womit er sorglos den Boden fegte. Diese Tracht war eben so geschmackvoll wie prächtig und stand ihm unvergleichlich.

Anna setzte sich in das vorderste Zimmer — die Thür stand offen — aber wenn sie auch nicht an andere Dinge

gedacht hätte, konnte sie doch kein Wort hören von dem, was bei Dyveke gesprochen wurde, denn es ging so leise zu, daß es zuletzt ein bloßes Flüstern ward.

Als der Schloßhauptmann Dyveke nach einer langen Unterredung verließ, war seine Miene ernster, als da er kam, und sein Gruß ehrerbietiger. Dyveke, welche ihn in betrübter Stimmung empfing, hatte dagegen ein lächelndes Gesicht. Sie sah dem Ritter nach aus dem Fenster, bis sie ihn nicht länger erblicken konnte, und sagte dann: „Sahst Du je einen schöneren Mann? — Welche Augen! Ich mußte die ganze Zeit daran denken, was der König einmal sagte, daß die Augen der Weg zum Herzen sind. Du kannst nicht glauben, wie innig er sprechen kann, es klingt wie Musik und es geht zur Seele. Aber die Männer, sie können nun einmal nicht ehrlich sein, sie müssen immer täuschen! Denke nur, er wollte mir einbilden, daß die Briefe, Du weißt ja, von gar keiner Wichtigkeit gewesen wären, daß er nur den Einfall gehabt hätte, den Boten zu prüfen, darum hätte er so gethan. Aber ich sagte ihm rein heraus, ich wisse es sehr wohl, daß es wahr sei, und ich wäre nicht so einfältig, um zu begreifen, daß er keinen heimlichen Boten nach Spanien senden würde, ohne daß die Königin darum wüßte, wenn es auch der König nicht wissen solle. Da hättest Du sehen sollen, was er für große Augen machte, und von da an sprach er auch ernsthafter. Und wie reizend er war, Anna! Ich glaube, ich habe ihm Unrecht gethan, und glaube wirklich, daß er mich aufrichtig liebt und daß es die Wahrheit war, als er sagte, kein Weib habe sein Herz so zum Pochen gebracht wie ich. Denkst Du noch an Elsbeth Bagers Pro-

phezeiung? Mir ist sie nicht aus dem Sinn gekommen. Ja, er liebt mich gewiß aufrichtig. Soll ich nicht stolz darauf sein, Anna? Und wie gut und gefällig er ist! Er versprach mir, er wolle mir einen guten Platz zum Sehen bei dem Turnier im Weingarten verschaffen. Ich weiß wohl, meine Mutter und der König würden ungeheuer böse werden, wenn sie es erführen; denn seit die Königin gekommen ist, soll ich ja wie eine Gefangene gehalten werden; aber ich habe das längst von Herzen satt! Denke Dir, ich habe die Königin erst ein Mal und ganz flüchtig gesehen, als sie hier vorbeiritt. Mich quälte es, sie zu sehen, ob sie so schön ist, wie das Gerücht sagt. Ehemals war kein Turnier, wo ich nicht den besten Platz hatte, und nun sollte ich mich darein finden, gar nicht dabei zu sein? Ei, seht doch! Der Schloßhauptmann wollte nicht recht daran, ich merkte es wohl, aber da ich ihn so inständig bat, konnte er nicht Nein sagen. Ich will auch ganz heimlich hingehen, Niemand soll es wissen. Wir wollen meiner Mutter sagen, daß Du mir einen Platz in einem Fenster verschafft hast, die Pferde zu sehen, wenn sie zum Turnier vorbeiziehen. Ich will es ihr schon weißmachen. Dann wollen wir uns in einen Winkel setzen und zusehen und kein Mensch soll uns bemerken außer Torben Oxe, denn der weiß, wo wir sind. Alle Heiligen, wie freue ich mich darauf! — Ist es nicht sonderbar, Anna? Früher war ich so ärgerlich auf die Königin und konnte nicht an sie denken, ohne daß es in mir kochte, und nun ist es mir mit einem Male, als ob ich sie gar nicht mehr haßte, und ich sehne mich ordentlich, sie zu

sehen. Ich glaube gar, daß ich sie lieb gewinnen könnte. Sie soll so gut sein, sagen sie. Das sagte Torben Oxe auch und dasselbe hat mir der König früher von ihr gesagt,'' fügte sie mit einem Seufzer hinzu — — — und nun nahmen ihre Gedanken plötzlich eine andere Richtung und sie blieb gedankenvoll sitzen, die Hand unter dem Kinne.

Das Turnier.

Dem Schlosse gerade gegenüber lag ein Garten, welcher Weingarten genannt wurde, vielleicht wegen der Weinstöcke, welche längs der einen Mauer gepflanzt waren. Er gehörte zum Schlosse, das auf einem zu beschränkten Platze lag, um einen näheren Schloßgarten zu haben. Er war theils mit großen, schattigen Bäumen und Bogengängen, theils mit manchen kostbaren Pflanzen und Gebüschen bewachsen. Hier lustwandelte die Königin oft und brachte im Sommer manche Stunden mit ihren Damen zu, weshalb mitten im Garten ein großes Lusthaus zu ihrer Bequemlichkeit erbaut war. An der einen Seite des Gartens längs der Mauer nach der Stadt zu war eine große Caroussellbahn zum Ritterspiel und Turnier angelegt.

Schon mehrere Tage waren Handwerker aller Art beschäftigt gewesen, die Bahn zu dem großen Turnier einzurichten und zu schmücken, das der König halten lassen wollte. Zimmerleute arbeiteten an den Schranken, Tischler und Tapezierer führten Zuschauerplätze auf und schmückten sie aufs Prächtigste, Schmidte befestigten den großen Eisenbogen

von künstlicher Arbeit, worin die Ringe hängen sollten. Es war in der angenehmen Herbstzeit, wo das Wetter am beständigsten ist, und Alles ließ vermuthen, daß dieses seltene Fest glänzend sein werde. Überall sah man Zurüstungen zum Turnier und Niemand sprach von etwas Anderem.

Klaus Daas Knappe Mogens war so thätig gewesen wie irgend einer. Er schärfte und putzte seines Herrn Waffen, prüfte und untersuchte Lanze, Schienen und Helm und hatte schon unzählige Mal den Staub vom Waffenschilde gewischt und die rothe Mauer im blauen Felde betrachtet, welche seit zwei Jahrhunderten der Familie Schildzeichen gewesen war, und jedes Mal mit tiefem Seufzer, denn sein Herr, der diese Waffen führen sollte, war noch nicht zurück von seiner geheimen Reise. Auf alle Erkundigungen antwortete Mogens gewissenhaft dem Auftrage zufolge, daß sein Herr krank sei und zu Bette liege und keinen Besuch annehmen wolle — aber was sollte er sich selber antworten? Seine Angst nahm mit jedem Tage zu und als der letzte Tag kam, war er der Verzweiflung nahe.

— „Er ist kampfverpflichtet und kommt nicht," sagte er bei sich selbst, indem er die Gassen auf und nieder ging, um sich zu zerstreuen. „Das ist eine schöne Geschichte! Ich habe lange genug geschwiegen, nun geht es nicht länger; man tritt auf einen Frosch so lange, bis er quakt. Aber ich bejammere es hell und laut, daß es ein Spott und eine Schmach für unser Haus ist, daß meines alten Herrn Sohne so etwas widerfahren soll. Aber ich hüte mich wohl, es Jemanden hören zu lassen, denn es würde eine große Schande sein. Wüßte mein alter Herr das, es liefe bei

ihm über. Ich bin nahe daran, aus der Haut zu fahren. Geduld kann gut sein, aber der Geduld reißt auch endlich der Faden, denn ich werde hier zu Spott und Schanden bei den andern Knappen. Ich habe ihnen gesagt, daß ich meines Herrn Knappe morgen auf dem Turnier sein werde, aber ich werde mich statt dessen nur hinter den Ofen zu den alten Weibern setzen müssen, damit mich die nicht verhöhnen, die er herausgefordert hat, ohne sich zu stellen. Alle die Schande macht er mir altem Kerl zum Lohn für meine treuen Dienste. Ach! Mein alter Herr wird seinen Tod davon haben und auch ich kann die Schande nicht überleben, die über unser Haus ergeht."

Ein lustiger Klang von Trompeten unterbrach des Dieners schwermüthige Betrachtungen. Es waren des Königs Herolde, die in der Stadt umherritten und das Turnier mit großer Feierlichkeit ausriefen, begleitet von Reitern mit Kesseltrommeln und Trompeten, welche auf allen Quergassen und Märkten bliesen und trommelten.

Aber in Mogens Ohren lauteten die Trompeten wie Gerichtsposaunen, die den jüngsten Tag verkündigten.

Es war am nächsten Tage ein Getümmel auf Kopenhagens Gassen, daß man kaum durchkommen konnte. Alle Buden waren verschlossen, jede Beschäftigung ruhte, überall begegnete man frohen und festlich gekleideten Leuten, welche eilten, um sich einen Platz zu sichern und so viel wie möglich von den Festlichkeiten zu sehen. Knappen und Pagen liefen hin und her, prächtige Rosse mit kostbarem Sattelzeug und Federbüschen zogen durch die Straßen, Schilde und Fahnen wurden von den Waffenträgern nach den

Caroussełplätzen gebracht, vornehme Damen zu Pferde oder in zierlichen Wagen begaben sich zu den Zuschauerplätzen, begleitet von Rittern und Hellebardierern, Goldschmidte trugen Ehrenpokale und andere Preise, begleitet von den Knechten des Stadtvogts mit Spießen in den Händen, Bürger mit Frauen und Töchtern drängten sich vor hinter ihren Lehrburschen, die ihnen Platz machten, um die beneideten Plätze zu finden, welche sie erhalten hatten unter dem Schutz irgend eines vornehmen Herrn, oder um ein befreundetes Haus zu erreichen und von dort den Zug vorbeikommen zu sehen. Aus allen Fenstern schauten Köpfe, die Dächer waren voll von Neugierigen und jede Vorhalle war mit einem Haufen Knaben besetzt, welche von dort ihre Possen mit den Vorübergehenden trieben — überall, wohin man sah, war Geschäftigkeit und Verwirrung und Tausende von Stimmen sprachen durch einander.

Beim Eingange zum Weingarten drückte sich der Pöbel vollends fast todt. Die königlichen Hellebardierer hatten viele Mühe, Ordnung in dem Chaos zu erhalten, das jedes Mal entstand, wenn Jemand in den Garten eingelassen werden sollte; denn dann wollte Jeder die Gelegenheit benutzen, einen Blick in das Heiligthum zu thun, das wir jetzt in Augenschein nehmen wollen.

Die beiden langen Seiten der großen, eirunden Caroussełbahn waren für die Zuschauer eingerichtet; auf der einen Seite waren da außerhalb des Gartens, nämlich hinter der gezackten Mauer nach der Stadt zu, mehrere Reihen abgestufter Bänke in der bei dieser Gelegenheit gesperrten Hintergasse errichtet und hier waren die Plätze vertheilt an

städtische Beamtete und an die bedeutendsten Bürger mit deren Frauen und Töchtern, die über die Mauer in die Rennbahn sehen konnten. Auf der anderen Seite gerade gegenüber in dem Garten selbst waren amphitheatralische Erhöhungen gemacht mit Sitzen, geschmückt mit kostbaren, seidenen und sammetnen Tapeten nach dem verschiedenen Range der Zuschauer. Hier sollte die Königin mit ihren Jungfrauen, die Ritterschaft und der Adel mit deren Damen Platz finden. An dem einen Ende der Bahn stand das Merkerhaus, ein niedriges Gebäude, dessen Dach ein offener Altan war für die Richter; unten waren die Wände behängt mit den Waffenfahnen und Schilden der kämpfenden Ritter und mit Kampfpreisen geschmückt, die auf Fächern ausgestellt waren. An dem anderen Ende war der Eingang vom Waffenplatz dahinter bis zur Bahn durch ein von den Knappen der Richter bewachtes Zelt. Mitten auf der Bahn stand ein kostbar ausgearbeiteter und vergoldeter, eiserner Bogen, von der einen bis zur anderen Seite quer über die Bahn gespannt. Ganz oben befand sich dort die Göttin des Kriegs, in den Händen eine Krone und einen Palmzweig haltend. An einer Schnur mitten unter dem Bogen hing der goldene Ring, das Ziel der lebhaftesten Wünsche vieler Ritter an diesem Tage. Mitten auf der Bahn war die Länge hinab eine starke, niedrige, roth gefärbte Schranke gezogen, um den Zusammenstoß der Rosse zu verhindern; sie war niedrig genug, daß die Kämpfenden ohne Hinderniß darüber hinweg hauen und stechen konnten.

Wenige Augenblicke nach der Eröffnung des Einganges zu der Hintergasse waren die Plätze der Bürger schon besetzt.

Von beiden Enden strömten Schaaren hinein auf die Bänke und begegneten sich in der Mitte wie zwei schlagfertige Heere, um sich so dicht zusammen zu pressen wie Heringe in den Tonnen. Desto mehr sah man mit Neid auf den geräumigen Platz der Adelsbänke, welche allmählig von den vornehmeren Theilnehmern an diesem Fest eingenommen wurden. Die glänzende Versammlung von Damen und geistlichen und weltlichen Herren war lange der Gegenstand der Beschauung und Unterhaltung der niederen Stände, bis die Aufmerksamkeit sich allmählig eben so sehr auf die Ritter hinlenkte, die sich unten auf der Carousselbahn versammelten, um sich vor dem Beginn des Kampfes freundschaftlich zu begrüßen.

— „Das ist der Schloßhauptmann, der da mit dem vergoldeten Helm und den prächtigen, hohen Straußfedern,“ flüsterte ein junges Mädchen dem andern zu. „Findest Du nicht, daß er reizend ist? Wenn er doch heraufsähe! Aber er kümmert sich nicht um gemeine Leute.“

— „Das ist Ritter Lunge. Gott, was ist er prächtig! Er glänzt ja, als wäre er vom Scheitel bis zur Sohle in Edelsteine gekleidet. Wo nur der fremde, niederländische Junker sein mag, mit dem er kämpfen soll?“

— „Das ist gewiß der da, den er bei der Hand faßt. Es ist doch ein närrischer Gebrauch, daß sie einander bei der Hand fassen, ehe sie auf Tod und Leben kämpfen sollen.“

— „Glaubst Du wirklich, daß es auf Tod und Leben geht? So, daß sie einander ordentlich todtschlagen? und todt liegen bleiben?“

— „Ja, todt, das will ich nicht behaupten, aber doch so gut wie todt. Blut wird fließen, hat mir mein Vater gesagt, der die Waffen für sie geschmiedet hat. Das sind Schwerter, sagt er, die die Knochen quer durchschneiden.

— „Hu hu! Aber das ist prächtig! Wenn nur recht Viele fallen, besonders von den Häßlichen,“ rief die unbarmherzige Schöne.

— „Ich möchte nur wissen, was dem Schloßhauptmann in den Kopf gekommen ist, diese Bank so erschrecklich niedrig machen zu lassen,“ sagte ein Bürger. „Man kann ja kaum durch die zackige Mauerkante durchgucken. Man sitzt hier wie im Versteck und nur einer von Zweien, wer vor der Öffnung sitzt, kann ordentlich sehen. Sie hätten auch wohl die Zweige an dem Baum kappen können, der hier an der Mauer steht. Ich werde nicht viel zu sehen bekommen und die beiden armen Frauensleute neben mir noch weniger; die sitzen ja, als wenn sie Versteckens spielten hinter dem Busch, so hängen ihnen die Blätter um die Ohren. Aber sie thun, als ob sie sich nichts daraus machten, denn sie haben sich gar noch ihre Schleier umgenommen wie ein Paar Nonnen, die auf den Tanzplatz kommen.“

— „Der Schloßhauptmann hat ausdrücklich befohlen, daß die Vordersten nur eben sollen hinübersehen können, damit sie die Anderen nicht hindern,“ sagte der Zimmermeister, der hinter ihnen saß. „Solche Bahn bauen wir nicht mir nichts dir nichts, darüber muß unsereins schon spekuliren und spintisiren.“

— „Wenn Sie nicht sehen können, liebe Jungfern, so wollen wir, ich und mein Sohn, gern mit Ihnen tauschen,

wir haben bessere Plätze," sagte Gottfried von Ghemen, der mit seinem Sohn dicht hinter den beiden Verschleierten saß, welche thaten, als ob sie des Buchdruckers freundliches Anerbieten nicht hörten.

— „Ob es anständige Mädchen sein mögen?" zischelte Johann Spegelberg, sich nach Gottfried hinbeugend. „Kennt Ihr sie, Meister? Ich will doch nicht hoffen, daß wir hier bei Belials Kindern sitzen," fügte er hinzu, indem er sich bekreuzte.

— „Ich weiß es nicht, aber es sieht nicht aus, als ob sie hierhergekommen wären, um sich sehen zu lassen. Der Page des Schloßhauptmanns hat ihnen die Plätze angewiesen und so könnt Ihr Euch wohl beruhigen, daß es ehrlicher Leute Kinder sind, die Euch nicht verführen werden, Meister Johann Spegelberg," antwortete der Buchdrucker lächelnd.

— „Man soll die Sünde und die Versuchung zur Sünde fliehen," sagte der Gerber. „Vorsicht thut immer gut und Klugheit hat die Augen im Nacken."

— „Kreuz, was das für Silberzeug ist!" brach eine Frau aus. „Seht doch! Ein ganzes Fach voll Kannen und Becher!"

— „Ach, sagte eine andere, „es mag nicht besseres Silber sein als unser neues Geld und dann braucht man es Keinem zu mißgönnen."

— „Feines, probehaltiges Silber ist es und alle Arbeit Vollgewicht, wie es in des Königs neuer Verordnung befohlen ist. Das muß ich wissen, der ich es gemacht habe," sagte Jochum Goldschmidt. „Seht, wie es blitzt! Da

trifft das Sprichwort ein: Theuere Sachen, lustiger Schein. Ihr habt kein Loth Silber in Eurem ganzen Hause, Mutter, darauf will ich wetten, das halb so ächt ist, wenn Ihr überhaupt dergleichen Metall habt."

— „Hm! Der Edelstein gilt so viel, als man ihn rechnet," antwortete die Frau und wandte sich verdrießlich von ihm ab.

— „Wer kommt denn da? I, das ist ja Mutter Sigbrit, seht, da drüben, neben dem alten Ritter mit dem langen Bart, ich glaube, das ist Otto Krumpen.

— „Nein, das ist Ritter Niels Stud und die alte Dame ist die Frau von Herrn Jochum Griis und das nette, junge Mädchen ist ihre Tochter. Die alte Frau soll ein recht kluges Weib sein und mehr wissen als ihr Paternoster. Auf den Plutz sieht sie wie die holländische Hexe aus, da habt Ihr Recht. Aber nein, ganz so arg ist sie nicht. Und die sollte dicht bei der Königin sitzen! Wo habt Ihr Eure Gedanken?"

— „I nun, warum denn nicht? Sie ist ja des Königs bester Rath."

— „Ist sie des Königs Rath, so ist die Tochter der Königin Thränensaat."

Die beiden Verschleierten, welche keine Andern waren als Dyveke und Anna, zogen ihre Umschlagetücher noch dichter vors Gesicht und wünschten sich Meilen weit weg. Der Muth, womit sie den Eingang betreten hatten, war dahin, sobald sie die Plätze einnahmen, welche des Schloßhauptmanns Page ihnen anwies, und obgleich die gezackte Mauerzinne und die Baumzweige sie zum Theil den

Zuschauern gegenüber und die Tücher ihren Nachbarn verbargen, wünschten sie doch nichts mehr, als ohne Aufsehen wieder fortzukommen. Aber das war ganz unmöglich.

Die Gespräche, welche so peinlich für sie zu werden drohten, wurden glücklicher Weise durch eine Kanonensalve abgebrochen. Es war das Zeichen, daß die Königin das Schloß verließ.

In einem vergoldeten Wagen fuhr sie, begleitet von ihren Jungfrauen zu Pferde und einem großen Gefolge von Rittern und Hofleuten. Der König hielt schon zu Pferde mit seinen Räthen und höchsten Beamten am Eingange des Gartens, um die Königin zu empfangen und sie zu ihrem Platze zu führen, denn dies Kampfspiel ward ja zum Theil dem schönen Geschlecht zu Ehren angestellt und die Königin sollte den Siegern die Ehrendanke oder Preise überreichen. Alle Häupter entblößten sich bei der Königin Ankunft und mit dem Hut in der Hand führte sie der König zu dem mit kostbarem Sammt reich geschmückten Platz mitten vor den Schranken, Dyveke und Anna gerade gegenüber. Die stille Erwartung wechselte mit einem Ausbruche der Bewunderung bei dem Anblicke der jungen und schönen Königin und diese ging plötzlich über in einen jubelnden Bewillkommnungsruf. Die Königin schien gerührt zu sein, sie neigte das Haupt zum Dank, sah aber nicht auf; der König grüßte mehrmals mit der Hand und neigte sich dann vor der Königin, nachdem er ihr einige freundliche Worte zugeflüstert hatte, und verließ sie darauf, um sich an seinen Platz unter die Kampfrichter zu begeben, die alle aus den tapfersten Rittern gewählt waren. Man sah hier Otto Krum-

pen, Søren Norby, Knud Güldenstern und viele Andere, deren Namen in der Geschichte nie werden vergessen werden.

Dyveke war mit der gespanntesten Aufmerksamkeit durch eine kleine Öffnung ihres Schleiertuches jeder Bewegung des Königs und der Königin mit den Augen gefolgt. Der Auftritt, dessen Zeuge sie gewesen war, weckte in ihrer Brust ein peinliches, ihr Herz gleichsam zusammenschnürendes Gefühl. Sie glaubte nie etwas Reizenderes gesehen zu haben als die Königin und auch der König kam ihr heute schöner vor als jemals. An Torben Oxe dachte sie nicht und nicht ihm galten die häufigen Thränen, die sie heimlich an diesem Freudenfeste vergoß. Der nagende Schmerz in ihrer Brust benahm ihr lange den Sinn für etwas Anderes.

Anna war gleich zu Anfange im tödtlichsten Schrecken für Dyveke, denn sie sah, wie sehr Alles sie ergriff. Als aber Dyvekes Kummer sich in stille Thränen auflöste, fürchtete sie keinen gewaltsamen Ausbruch ihres Schmerzes mehr und ließ sich allmählig von der Neuheit der sie umgebenden Gegenstände hinreißen. Und Anna wußte auch die Einzelheiten aufzufassen, was dem Gemälde für den Beobachter Farbe giebt. Sie hatte Augen für die vielen heimlichen Zeichen und verstohlenen Blicke, welche über die Schranken hin und her flogen, für sie war diese vornehme und prachtvolle Welt kein ganz verschlossenes Buch, sie durchschaute Glanz und Panzer, denn das Herz leitete sie und wer diesem Wegweiser folgt, irrt wenigstens nicht in den Angelegenheiten des Herzens. Und es erschreckte sie, so vielem Kummer, so vieler Angst unter so lächelnden Masken und so schimmerndem Flitterstaat zu begegnen, und es ward ihr mehr als

jemals klar, daß das Glück nicht an äußere Gaben geknüpft ist, denn selbst die Vornehmste von Allen, die junge und reizende Königin, sah bekümmert aus, obgleich sie lächelte. Aber sie ahnte nicht, daß die königliche Fürstin von Dänemark und die demüthige Anna jetzt eine gemeinschaftliche Sorge hatten.

Die Königin war in der letzten Zeit verstimmt gewesen. Frau Anna Meinstrups und ihres Beichtvaters vielfache Hindeutungen hatten endlich ihren Argwohn geweckt und mit der Seelenstärke, welche diese Frau besaß und wovon sie im Unglück so viele Proben gab, hatte sie zu wissen verlangt, war man ihr verberge. Ihr Kapellan, Pater Mansverus, war es, der das Eis brach, und Frau Anna Meinstrup führte aus, was er vorbereitet hatte, so daß die Königin ihr Unglück bald im ganzen Umfange erkannte. Zuerst war sie allerdings ganz niedergeschlagen. Aber bei näherem Nachdenken faßte sie ihr Schicksal anders auf, als man erwartet hatte. Statt heftiger zu werden und in die allgemeine Aufforderung, Dyveke zu entfernen, einzustimmen, beschloß sie, diese Nebenbuhlerin zu dulden und sie allmählig aus dem Herzen des Königs durch verdoppelte Zärtlichkeit gegen diesen zu verdrängen. Daß Christian Dyveke so lange und so treu geliebt hatte, sprach zu deren Gunsten; sie habe, sagte sie, kein Recht, mit dem König wegen der Vergangenheit zu rechten, wo er sie nicht kannte und nicht mit ihr verbunden war. Daß Dyveke Sigbrits Tochter war, tröstete sie mehr, als es sie beunruhigte, denn diese kluge Frau mußte einsehen, daß es ihr eigener Vortheil sei, sich der Königin anzuschließen, welche nichts weniger wünschte, als diese

geprüfte Rathgeberin von dem König zu entfernen, der so viel Vertrauen zu ihr hatte.

— „Mein Loos ist das Loos der Königinnen," sagte sie betrübt, aber mit frommer Ergebenheit; „wir haben kein Recht, ein anderes Schicksal zu fordern. Kann ich mit guten Waffen gewinnen, so soll es Dyvekes Schade nicht sein, daß ich in einem Kampfe gesiegt habe, den ich jetzt berechtigt bin zu führen. Aber die Heiligen mögen mich davor bewahren, falsche und grausame Waffen zu gebrauchen, denn das Mädchen war im Rechte, so lange sie nichts von mir wußte, und es muß schwer sein, auf das Verzicht zu leisten, was man liebt."

Aber diese milde Ansicht stimmte keineswegs mit den Plänen der Hofmeisterin und des Kapellans. Diese hielten es mit dem nach Drontheim wegen seines Widerstandes gegen Dyveke verwiesenen Erzbischof Walkendorf und mit der übrigen Geistlichkeit und dem Adel. Und von nun an ward die Königin unaufhörlich bestürmt mit Erzählungen von Dyvekes Schlechtigkeit und Sigbrits Arglist, die sogar so weit gehen sollte, daß sie den König und den leichtsinnigen und stolzen Schloßhauptmann zugleich durch Dyvekes Reize fesseln wolle und dies schändliche Spiel vor Aller Augen treibe, Gott und Menschen zum Ärgerniß.

Ein einziges Wort hatte die größte Veränderung zuwege gebracht. Bisher hatte kein Mensch gewagt, die Königin Dyvekes Dasein ahnen zu lassen, und nun, nachdem ihr Name kaum genannt war, hörte sie beinahe von nichts Anderem sprechen. Jeder in ihrer Umgebung wollte ihr seine Ergebenheit dadurch beweisen, daß er von Dyveke und Sig-

brit Übles redete, mit einziger Ausnahme von Birgitte Bryske, welche aufrichtige Ergebenheit für die Königin hegte; aber nur Wenige wollten Dyveke von Gesicht gesehen haben.

— „Ist sie schön?“ fragte die Königin erröthend. „Gewiß, das ist sie, voll und blühend — und nicht bleich und hager wie ich,“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

— „Euer Gnaden werdet Euch selbst davon überzeugen können, daß sie gar nicht so hübsch ist,“ sagte die Hofmeisterin. „Sie pflegt bei allen Festlichkeiten zu sein und sie und ihre Mutter werden gewiß bei dem Turnier sein, das kann nicht fehlen. Ich werde da nicht unterlassen, Euer Gnaden die Kreatur zu zeigen.“

— „Ach, Anna Meinstrup, wie könnt Ihr es wagen, so zu mir zu sprechen?“ sagte die Königin und brach das Gespräch ab.

Tags vor dem Feste ließ sie sich bei dem Schloßhauptmann nach denen erkundigen, die am Turnier Theil nehmen würden. Klaus Daa war nicht darunter. Das ängstete die Königin, welche hieraus abnahm, daß er, obgleich kampfverpflichtet, noch nicht von der für sie übernommenen Sendung zurückgekehrt sei, und sie klagte bei Birgitte Bryske, daß ihr Alles zuwidergehe und daß sie nur Unglück stifte. Birgitte, welche den Bericht der Hofmeisterin von der Zuneigung, welche der Schloßhauptmann für Dyveke hegen sollte, gehört hatte, war eben so niedergeschlagen wie die Königin und stimmte, weit entfernt, ihr Trost einzuflößen, dieselben Klagen über die Mißgeschicke dieser Welt an. Denn wenn sie auch den Schloßhauptmann nicht liebte, konnte sie doch nicht länger läugnen, daß sie an seinem Wohl und

Weh Theil nahm. Und als die Königin und Birgitte Bryske ihre prachtvollen, mit Sammt und Gold geschmückten Plätze eingenommen hatten Dyveke und Anna gerade gegenüber, welche auf den einfachen, hölzernen Bänken saßen, waren es gemeinschaftliche Bekümmernisse, die ihre Herzen bewegten.

Und noch ein Herz schlug vor Kummer bei diesem Feste und dies war Adelgundens Herz. Klaus Daas Wegbleiben von dem Hause ihrer Mutter und sein ungewöhnliches Betragen bei dem letzten Besuche waren ein Räthsel, das sie vergebens zu lösen strebte, obgleich sie sich unablässig damit beschäftigte. Es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß er kam, auch sah sie ihn nicht mehr auf ihren gewöhnlichen Spazierfahrten, die dadurch allen Reiz für sie verloren. Es kam ihr vor, als ob die Luft schon etwas Winterliches angenommen habe und die Sonne nicht mehr einen so lebhaften Glanz über die Wiesen verbreite wie einige Tage zuvor. Endlich erzählte ihre Magd, der Mogens auf der Gasse begegnet war, Klaus Daa läge krank und nähme keinen Besuch an, es stehe mit ihm schlecht. Diese Nachricht erschreckte sie. Aber denselben Abend besuchte Ritter Stud ihre Mutter und erzählte unter andern Neuigkeiten, daß es mit dem jungen Daa etwas Neues gäbe; Niemand wüßte, was er für dumme Streiche gemacht habe, aber es sei Befehl an die Lehnsmänner in Schonen ergangen, wer ihn beträfe, solle ihn fest halten. Es hieße, er läge irgendwo krank, man wisse nicht wo. Es thue ihm herzlich leid wegen seines alten Freundes auf Gurre, daß dessen Sohn so aus der Art schlage.

Durch die Vergleichung dieser betrübten Nachrichten über Klaus Daa mit dessen Betragen an jenem Abend, wo er augenscheinlich etwas auf dem Herzen gehabt habe, ohne Gelegenheit zur Mittheilung zu finden, gerieth Gundel wohl darauf, den Bericht hinsichtlich seiner Krankheit zu bezweifeln. Aber dieser Zweifel gewährte ihr keine Beruhigung bei dem Gedanken an die gefährlichen und verwickelten Verhältnisse, in welche sich der junge Mann vielleicht aus einem anderen Pflichtgefühl gestürzt habe. Ihre Angst nahm täglich zu. Der Bote, welchen ihre Mutter auf ihre Veranlassung abgeschickt hatte, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, hatte mit Mogens gesprochen und sie erfuhr auf genaue Nachfrage, Mogens habe gesagt, sein Herr sei zu krank, um Jemanden zu sich zu lassen, wer es auch sei, aber bis zu dem Tage des Turniers werde er bestimmt sich erholen; da habe er zu kämpfen wohl mit einem Dutzend Edelleuten und zwar mit spitzen Lanzen und scharfen Schwertern, und Mogens solle dabei sein Knappe sein und nach seiner Meinung würden alle seine Gegner vor ihm ins Gras beißen müssen.

Die arme Gundel kämpfte mit sich selbst, ob sie ihrer Mutter und dem alten Ritter Stud zum Turnier folgen solle oder nicht. Gehen und nicht gehen, Beides schien ihr gleich schlimm. Unter Thränen und Seelenangst kleidete sie sich an mit dem erneuerten Vorsatz, zu Hause zu bleiben, und als die Magd meldete, der Wagen warte und ihre Mutter sei bereit, so ward sie beinahe ohnmächtig vor Schreck. Aber sie ging doch und betrat mehr todt als lebendig den

Weingarten, wo ihr Alles vor den Augen in Eins lief, und es währte lange, ehe sie etwas unterscheiden konnte.

Als der alte Ritter Stud seine beiden Damen zu ihren Plätzen gebracht hatte, verließ er sie, um von einer Bank zur andern zu gehen, und indem er voll Anmaßung seine altmodischen Schellenärmel schüttelte, flüsterte er allen seinen Bekannten Spöttereien über seine Freunde zu. Endlich kam er auch zur Hofmeisterin und machte der alten Dame seine schuldige Aufwartung, die seiner Meinung nach die einzige würdige, weibliche Stellvertreterin des alten, guten Tones sei, so wie er sich selbst für den einzigen würdigen, männlichen Stellvertreter hielt.

— „Ihr habt Recht, Herr Ritter,“ sagte Anna Meinstrup. „Wann sah man wohl in den guten, alten Tagen die Frechheit mit solcher Stirn auftreten wie jetzt? Man sagt, Dyveke und Sigbrit sollen hier sein. Ich kann sie nicht entdecken. Wo sitzen sie? Ihr pflegt die Augen bei Euch zu haben. Habt Ihr sie nicht gesehen?“

Der alte Ritter warf einen erschrockenen Blick auf die Königin, in deren Nähe dies gesprochen wurde, und sagte: „Still, meine edle Dame, darum müßt Ihr den Schloßhauptmann fragen und nicht mich. Sind sie hier, so ist er es gewiß gewesen, der ihnen Plätze besorgt hat. Es ist nicht mehr als vernünftig, daß er für seine künftige Braut so viel thut, und kein Anderer als er würde sich unterstanden haben, etwas so Verwegenes zu thun — und so Unverständiges,“ fügte er mit einem boshaften Lächeln hinzu.

Die Königin sowohl wie Birgitte Bryske hatten dies Flüstern gehört. Einen Augenblick darauf neigte sich die

Hofmeisterin zur Königin hin und sagte: „Ich kann Euer Gnaden noch nicht sagen, wo die Kreatur ist, aber ich werde sie schon entdecken; ich höre, daß Torben Oxe sie hergebracht hat."

— „Wenn ich Euch recht verstanden habe, so erlasse ich Euch die Mühe, Frau Anna Meinstrup," antwortete die Königin, indem sie sich von ihr abwandte und leise mit ihrer Hofdame sprach.

Die Trompeten gaben das Zeichen zum Beginn des Turniers. Inzwischen hatten die Kämpfer wegen der Ordnungsfolge geloost und sich sodann durch das Zelt zum Waffenplatz wieder zurückgezogen. Als die Trompeter vom Altan der Richter bliesen, wurden sie beantwortet durch eine Fanfare aus dem Zelte, welches sich öffnete, und ein prächtiger Zug zog nach altem Herkommen und Brauch in die Bahn.

Vorauf ritten des Königs Kesseltrommler und zwölf von des Königs Trompetern, darauf die sogenannten Magistri de Campo, die Reiter, welche die Kämpfer heraufführen und auf der Bahn Wache halten sollten; dann kam der Schloßhauptmann auf einem schnaubenden Hengst, in heidnischer Tracht als Führer des mythologischen Zuges. Man konnte damals nicht wie jetzt die Poesie bei festlichen Gelegenheiten entbehren. Der Schloßhauptmann ritt mit entblößtem Haupte in einem blauen und weißen, ausgeschnittenen Rocke, mit römischen Halbstiefeln; ein beflügelter Helm hing am Sattelknopfe. An der Seite hatte er einen türkischen Säbel, auf dem Rücken einen Köcher von rothem Sammt, in der Hand einen Bogen. Hinten auf dem tür-

kischen Sattel waren zwei große, silberne Flügel angebracht; ähnliche Flügel waren eingenäht auf der mit Silberfranzen besetzten, blauen, beinahe den ganzen Hengst bedeckenden Sammtdecke, der in den vergoldeten Zaum biß und seinen mit wehenden, nach allen Seiten hin flatternden Straußfedern geschmückten Kopf schüttelte und rund um sich Schaum spritzte.

Nach dem Schloßhauptmann kam der bei einem solchen Aufzug unentbehrliche Meister Urian geritten in einem blauen, ungarischen Rocke mit weißen, silbernen Sternen, einen rothen Sammthut auf dem Kopfe, der mit Schellen besetzt war, und einen langschaftigen Streithammer in den Händen, um die Naseweisen damit zurecht zu weisen. Diese lustige und deshalb untergeordnete Rolle spielte Hans Faaborg. Nach ihm kam wieder eine Reihe von Musikanten, auf türkisch in Blau und Weiß gekleidet, und dann der Götterzug, bestehend aus heidnischen Göttern und Göttinnen und andern mythologischen Gestalten in den sonderbarsten Trachten mit ihren Emblemen in den Händen, theils zu Pferde, theils in kleinen Wagen. Diese Rollen wurden von jungen Hofleuten und anderen geistlichen und weltlichen Adeligen ausgeführt, wobei wir bemerken wollen, daß der Kanonikus Henning Grib die Venus mit großer Lebendigkeit spielte.

Nach dem mythologischen Zuge kamen abermals Musikanten, gekleidet wie „Morianer oder Blaumänner" in dicht anschließenden, schwarzen Jacken, welche ihnen das Ansehen von halbnackten Negern gaben; dann die Knappen

oder Helfer, zwei und zwei, welche den Kämpfern zur Hand gingen und ihnen den Speer reichten, wenn sie ihn verloren oder zerbrachen; sodann die Pagen und Stallknechte der Reiter und abermals Musikanten, wie Inder gekleidet und mit Schellen und Vogelfedern behängt, und endlich die Kämpfer selbst in dicht geschlossenen Reihen in der Ordnung, wie sie in den verschiedenen Spielen daran kamen. Unter diesen waren die von Klaus Daa geforderten Hofleute Tage Thott, Oluf Björn und Peter Galle. Zuletzt kamen zwei Trompeter, beide eine ernste Kriegsweise blasend, begleitet von Knappen und Pagen von zwei verschiedenen Farben, und sodann Ritter Ivar Lunge und Ritter Jörgen Tengnagel in Stahl vom Kopf bis zum Fuß. Lanzen und Schwerter wurden ihnen vorgetragen sammt ihren Fahnen und Waffenschilden. Diese beiden Herren hatten also einander zum Kampf auf Leben und Tod herausgefordert, der die Schlußscene in diesem Drama bilden sollte. Ein Trupp vom Gefolge der Kampfrichter schloß den Zug, der sich mehrmals langsam rund um die Bahn bewegte, damit Jeder Gelegenheit habe, die Anzüge zu betrachten und sich die mythologischen Figuren auszudeuten. Der Aufzug ward mit tiefem Stillschweigen von den bewundernden Zuschauern empfangen, aber es ging allmählig wie bei der Königin zuerst in einen murmelnden Beifall und dann in einen stürmischen Jubelruf über, der sich festlich mischte mit dem Klang der Instrumente und tausendfach wiederholt wurde von der draußen geschaarten Volksmenge.

Die Procession bewegte sich langsam und feierlich mehrmals rundum in der Bahn, während alle verschiedenen

Musikchöre spielten. Jedes Mal, wenn sie vor der Königin Platz vorbeikamen, erhob sich der Schloßhauptmann im Sattel und neigte sich tief vor ihr, so daß seine Stirn den Hals des Pferdes beinahe berührte, indem er den Bogen senkte, den er in der Hand hatte. Auf ähnliche Weise ward sie von den heidnischen Göttern und Göttinnen und von den christlichen Edelleuten begrüßt. Meister Urian warf seinen Hut hoch in die Luft, so daß er sich mehrmals rundum wandte und die Schellen wie ein Glockenspiel erklangen, worauf er ihn wieder mit großer Geschicklichkeit auffing. Als der Zug still stand und die Musik aufhörte, proklamirten die Herolde die Kampfgesetze und zählten die Ehrenpreise auf, welche nach dem Urtheil der Richter ausgetheilt werden sollten zuerst beim Ringstechen, sodann beim Turnier. Und als der Heröld nach altem Herkommen ausrief: „Ein Turnierdank soll der königlichen, fürstlichen und edeln Frau vorbehalten bleiben, ihn dem ihr beliebigen Ritter zuzuerkennen und zu ertheilen" — da wandten sich aller Kämpfer Augen nach der Königin hin, welche lächelnd und erröthend zur Erde sah, und es war deutlich, daß Alle es vorziehen würden, diesen Preis zu gewinnen vor jedem andern.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung in derselben Ordnung, um die Bahn zu verlassen. Als Torben Oxe dem Baum vorüberkam, dessen Zweige Dyveke und Anna den Zuschauern gegenüber fast bedeckten — ein Platz, den er gerade gewählt hatte, damit sie unbemerkt bleiben konnten — machte er eine kleine, beinahe unmerkliche, grüßende Bewegung mit dem Bogen. Sei es nun, daß Meister Urian, der hinter ihm ritt und seiner Rolle zufolge verpflichtet war, die

Versammlung zu belustigen, dieses kleine Huldigungszeichen bemerkt hatte und es nachahmen wollte oder daß er nur in der beiden Frauen verborgener Stellung und tiefem Incognito eine Veranlassung zum Spaß fand, genug, er machte einen possirlichen Gruß, worüber die Zuschauer lachten, und warf seinen Hut in die Höhe. Aber ehe er ihn wieder fassen konnte, hatte ihn ein kleiner Zweig aufgehalten und er blieb im Baume hängen gerade über Annas Kopf. Meister Urian hielt sein Pferd an und versuchte, den Hut mit dem Kolben nieder zu schlagen, aber er konnte ihn nicht erreichen zur großen Belustigung für die Anwesenden. Da streckten sich mehrere hülfreiche Stöcke aus von den Zuschauerplätzen und er fiel endlich, aber zu gleicher Zeit schlug auch Annas Schleiertuch zurück, welches ein ungeschickter Bürger in seinem Eifer mit seinem Stocke verschoben hatte, und Annas niedliches Gesicht kam zum Vorschein, erröthend vor Scham über diese unerwartete Entblößung. Der Schloßhauptmann, welcher bemerkte, daß der Zug zögerte, drehte sich im Sattel um und sah, daß Urian vor Dyvekes Platz Narrenstreiche machte, welche allgemeines Lachen erweckten. Seine Augen blitzten, die Wangen wurden roth vor Ärger und unwillkürlich ließ er den Bogen eine Bewegung machen, welche seine Erbitterung verrieth über das, was vorging. Aber diese Unterbrechung dauerte nur wenige Augenblicke. Meister Urian erhielt seinen Hut wieder und die beschämte Anna verhüllte sich wieder, der Zug kam von Neuem in Gang und die Ritter zogen durch das Zelt zum Waffenplatz zurück. Die Bahn blieb einige Zeit leer und als die Trompeter wieder bliesen und sich das Zelt öffnete, geschah es, um die Ritter

einzulassen, welche mit einander kämpfen sollten und die nun die ungetheilte Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich zogen.

Frau Anna Meinstrup und der alte Ritter Stud hatten den Schloßhauptmann nicht aus den Augen gelassen und als er sich am wenigsten beobachtet glaubte, waren vier Luchsaugen wetteifernd auf ihn gerichtet. Sie bemerkten Beide den kleinen Gruß, den er an die beiden verschleierten Frauen wandte, und sahen, daß die eine ihn eben so unmerklich durch eine Bewegung ihres Taschentuches erwiederte. Bei der erwähnten Verwirrung ward Annas Gesicht entblößt. Was hätten sie nicht darum gegeben, wenn es Dyvekes Züge gewesen wären, welche dabei zum Vorschein kamen! Aber Annas unbekanntes Gesicht war hübsch genug, um ein Gegenstand boshafter, so leise geflüsterter Bemerkungen zu werden, daß sie gerade noch der Königin Ohren erreichten. Und möglich war es ja immer — — — ja sogar wahrscheinlich, daß die andere Verschleierte Dyveke sei, „denn warum sollten anständige, bürgerliche Frauen wohl nöthig haben, sich zu verbergen?" Wohl waren mehrere in ihre Tücher gehüllt, aber man konnte auch mit einem halben Auge sehen, daß sie alt und häßlich waren; diese war jung — — — und hübsch, wenn man von ihrer entschleierten Nachbarin und vornehmlich von des Schloßhauptmanns Aufmerksamkeit auf sie schließen durfte. Ungeachtet die Königin mit Birgitte Bryske sprach, hörte sie doch diese hinter ihr zischelnden Schlangen und des Hoffräuleins verwirrte Antwort verrieth, daß auch sie sie gehört habe und nicht mit Gleichgültigkeit. Die beiden Verschleierten waren

deswegen der Gegenstand der Aufmerksamkeit auch für die Königin und ihr Hoffräulein.

Inzwischen ward das Ringstechen fortgesetzt und die Trompeten erklangen jedes Mal, wenn der Ring mit der Lanzenspitze abgestochen wurde. Und in diesem Ritterspiel sowohl übertrafen nur Wenige den Torben Oxe, der jetzt seinen mythologischen Anzug abgelegt hatte und in der Rüstung kämpfte, als auch in dem darauf folgenden Turnier mit stumpfen Waffen, wobei mancher Ritter sehr unsanft aus dem Sattel gehoben wurde, und Anna dankte ihrer Heiligen, daß Klaus Daa nicht zu rechter Zeit heimgekehrt war, um sich in diesem gefährlichen Spiel mit zu versuchen. Sie hatte keine Ahnung von der ihm bevorstehenden Schande, als die drei von ihm herausgeforderten Ritter, Tage Thott, Oluf Björn und Peter Galle, zuletzt hervorritten, einer nach dem andern, und auf der Bahn anhielten, während die Trompeter drei Mal die Ausforderung nach allen vier Weltgegenden bliesen. Sie wußte nicht, daß Aller Augen, welche nach dem Zelt gerichtet waren, das leer und ausgestorben schien, ohne zu antworten, ihr Ideal suchten. Aber die Königin begriff es und der tiefe Seufzer, den sie ausstieß, als die Kämpfer endlich ihre Rosse wandten und langsam zu den Richtern zurückritten und Zeugniß dadurch ablegten, daß sie sich dem, der sie zu diesem Kampf forderte, gestellt hatten, ohne ihn zu finden — dieser Seufzer galt dem Manne, der seine Ehre in ihrem Dienste aufgeopfert hatte. Aber sie unterdrückte diesen Seufzer, denn des Königs Augen ruhten mit durchdringendem Blick auf ihrer Nachbarschaft. Und ungeachtet er auf ihre Hofmeisterin gerichtet

war, streifte er sie doch mit seiner lähmenden Kraft. Dieser königliche Blick war zugleich drohend und spottend.

Das unheimliche Schweigen, welches sich über die Versammlung verbreitete, von welcher der eine Theil wußte, was diese Töne zu bedeuten hatten und welche Beschämung sie mit sich führten, der andere in stummer Neugier auf die Lösung dieses Räthsels wartete, ward plötzlich durch den Laut einer einzelnen Trompete aus dem Zelt unterbrochen. Aller Augen wandten sich gegen den Eingang mit einem kleinen Ausruf; es war, als ob der ganzen großen Versammlung ein Stein vom Herzen fiele. Das Zelt öffnete sich, ein Trompeter, welcher die Ausforderung blies, ritt in die Bahn, gefolgt von einem Knappen, der ein Schild hielt, worauf eine rothe Mauer im blauen Felde gemalt war. Wie schlug nicht Gundels Herz beim Anblick dieser wohlbekannten Farben! Hinter ihnen ritt ein Kämpfer in vollem Harnisch mit niedergeschlagenem Helmgitter und gehobener Lanze. Er hielt an mitten auf der Bahn und während sein Reitknecht hervorritt vor die Merker und den Herolden seines Herrn Schild überreichte, schlug der Ritter das Visir auf und grüßte mit gesenkter Lanze und ehrfurchtsvoll die Königin, den König und die geehrte Versammlung, worauf er wieder die Lanze hob und so unbeweglich halten blieb, als ob er sowohl wie sein Pferd ohne Leben wären. Auch fehlte nicht viel, daß es beide waren. Der Ritter war todtbleich, seine hohlen Augen und eingesunkenen Wangen gaben ihm ein gespenstisches Aussehen, das dem winddürren und abgetriebenen Pferde entsprach, dessen Rippen man einzeln zählen

konnte, so daß es mehr einem Gerippe glich als einem kampfschnaubenden Streithengst.

Ohne die Wirkung zu beschreiben, welche diese Erscheinung auf die übrige Versammlung machte, wollen wir nur bemerken, daß der König einen leuchtenden Blick warf auf den Ritter und von ihm auf die Hofmeisterin, welche ihren Kopf hervorhob und den Klaus Daa mit neugieriger Verwunderung betrachtete. Die Königin richtete schnell die schönen Augen gen Himmel und erwiederte darauf des Edelmannes Gruß mit einer lieblichen, kleinen Beugung ihres Hauptes, während eine glühende Röthe ihre Wangen färbte und sie zwang, ihre Augen verlegen nieder zu schlagen. Des Königs Antlitz ward immer dunkler, er zog die Brauen zusammen, betrachtete den Ritter barsch und sprach leise mit den Kampfrichtern. Birgitte Bryske hatte nicht sobald den Klaus Daa wieder erkannt, als sie hurtig die Augen auf die Königin wandte und ihre Hände mit einem Lächeln faltete, dem ersten, das an diesem ganzen Feste ihr schönes Antlitz belebt hatte. Anna hätte beinahe einen Schrei ausgestoßen, als sie den Klaus Daa in dieser trübseligen Gestalt erkannte; es ward ihr schwarz vor den Augen und um nicht umzusinken hielt sie sich krampfhaft fest an Dyveke. Gottfried von Ghemen nickte zufrieden und sein Gesicht, das bekümmert gewesen war seit dem Augenblicke, wo er in der Entschleierten die Tochter des Hans Knap erkannt hatte und in der andern Verschleierten Dyveke ahnte, nahm wieder seinen gewöhnlichen, ruhigen und zufriedenen Ausdruck an. Sein Sohn — der dem Verbote des Vaters zufolge sich enthalten hatte, Annas Mißgeschick zur Anknüpfung

einer Unterhaltung mit ihr zu benutzen, aber mit der Treue eines unglücklichen Liebhabers kein Auge von ihr wandte — er hatte die heftige Bewegung bemerkt, welche die Erscheinung des bleichen Kämpfers auf Anna machte, und beobachtete sie mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit.

Bei dem ersten Blick, als Klaus Daa das Helmgitter aufschlug, lief der armen Gundel Alles in Eins. Seine Augen waren zufällig den ihrigen begegnet; es kam ihr vor, als habe sein Blick einen so sterbenden Ausdruck, daß das Herz in der Brust ihr zu schlagen aufhörte. Ihre Augen schlossen sich und sie sank ohnmächtig in die Arme der erschrockenen Mutter. Zum Glück kam sie bald wieder zu sich und ein Strom von Thränen, der sich still und unbemerkt ergoß, erleichterte ihre beklemmte Brust, ohne daß die Nächstsitzenden es eben bemerkten, denn die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich der Bahn zu. Und in ihren Kummer mischte sich eine heimliche Freude, als sie sah, daß eine kleine, blaue Bandschleife, welche ihr gehört hatte, von seinem Helm neben den Straußfedern wehte.

Der Trompeter hatte aufgehört zu blasen, die Herolde dem Knappen das Schild zurückgegeben und die Kampfrichter rathschlagten, in wie fern sie Rücksicht nehmen dürften auf dies späte Erscheinen, nachdem die Ladung drei Mal nach allen vier Weltgegenden ergangen war und die Gegner bereits gegen den Ausbleibenden Zeugniß abgelegt hatten. Die Meinungen waren getheilt. Einige urtheilten, er müsse unbedingt abgewiesen werden, Andere, man müsse ihn hören, was er zu seiner Entschuldigung zu sagen habe. Man appellirte an den Turnierherrn und der König fällte das

Urtheil, daß man ihn erst anhören solle, „denn," fügte er hinzu mit einer Miene, welche prophezeite, daß er gleichwohl, ehe er gehört war, verurtheilt sei, „denn Niemand soll sagen, daß er in unserem Lande in irgend einer Sache gerichtet sei, ohne daß man ihm Frist gegeben habe, sich zu verantworten. Aber dies wird grundschlecht ausfallen, davon bin ich überzeugt."

Als der Herold den Klaus Daa vor die Kampfrichter berufen hatte und diese ihn aufforderten, sich wegen seiner Verspätung zu vertheidigen, sagte er mit fester und deutlicher Stimme:

— „Edle Herren, es ist Krankheit, die Jedermanns Herr ist, welche mich abgehalten hat, zu rechter Zeit zu erscheinen. Ohne diesen Umstand hätte ich die Trompete wahrlich nicht ein Mal, geschweige drei Mal mich auffordern lassen, ohne zu antworten. Ich bitte Euch, mir auf mein Wort als Edelmann zu glauben, daß ich mein Möglichstes gethan habe, meine mir übrigen Kräfte zu sammeln, um mich zu stellen und meine Ehre zu vertheidigen."

Die Richter sahen einander an; es war deutlich, daß dieser Grund, dessen Wahrheit das kraftlose Aussehen des Sprechenden bekräftigte, ihnen vollkommen genügte. Aber der König erhob sich plötzlich auf dem Altan der Richter und redete den Klaus Daa mit Strenge an.

— „Ihr seid krank gewesen, sagt Ihr? Die Krankheit hätte wohl eben so gut eine halbe Stunde früher nachlassen können. Wollt Ihr mir sagen, ob Euer Pferd auch krank gewesen ist, denn es sieht so abgetrieben und mager aus, als ob der Teufel es geritten hätte. Ihr seid mir zwei Ellen

in einem Stücke und seht mir vielmehr aus, als ob Ihr Euch im Lande auf verbotenen Wegen umhergetrieben habt, weit mehr, als daß Ihr das Fieber gehabt hättet."

Diese harte Beschuldigung, welche mit lauter Stimme vor einer so zahlreichen Versammlung ausgesprochen wurde, rief eine starke Röthe auf das blasse Gesicht des Edelmannes hervor, während die Königin sich völlig entfärbte.

— „Euer Gnaden Hochmächtigkeit wird mir erlauben, Euch in Erinnerung zu bringen, daß ich bei meiner Adelsehre bezeugt habe, es sei Krankheit, was mich abgehalten habe, zu rechter Zeit in den Schranken zu erscheinen," sagte Klaus Daa mit einer tiefen Verbeugung vor dem König.

— „Das hörte ich wohl," sagte der König ärgerlich, „aber ich sagte Euch, daß ich andere Gedanken habe, und die habe ich noch. Guds Droß! Wir sind nicht so ein Narr, daß wir Alles glauben, was gesagt wird, denn Treu und Glaube besteht in Thaten und nicht in Worten."

Klaus Daa erhob die Augen und sagte mit einer Stimme, die nicht frei war von einem schwachen Zittern, das Einige der Krankheit, Andere dem Schmerz über des Königs harte Rede zuschrieben: „Wenn mein Wort nicht länger Glauben finden soll unter Rittern und Edelleuten, wiewohl ich es niemals gebrochen habe, so bleibt mir nur noch die Bitte übrig, die Sakramente des Altars darauf nehmen zu dürfen, daß ich das, was ich gesprochen habe, vor Gott dem Allmächtigen bezeugen kann. Ich wiederhole, daß ich mein Recht vor dieser ritterlichen Versammlung in Anspruch nehme, in die Schranken zu reiten und meine Ehre zu ver-

theidigen, als ob ich mich zur gesetzmäßigen Zeit gestellt hätte, weil es Krankheit ist, die mich bis zu diesem Augenblick davon abhielt."

Die Kampfrichter sahen einander mißvergnügt an. Es kränkte sie, daß der König diesen Zweifel an eines Edelmannes Wort äußerte, und dies Gefühl theilte der ganze versammelte Adel, der sich in Klaus Daas Person beleidigt sah. Der König bemerkte dies, aber er biß sich in die Lippen und schwieg, indem er sich an Otto Rud wandte, um dessen Meinung in einem so seltenen Falle zu vernehmen. Aber ehe dieser alte Ritter antworten konnte, trat der Schloßhauptmann vor die Richter und sagte: „Euer Gnaden Hochmächtigkeit! Edle Herren und dänische Männer! Nach altem Brauch und Herkommen bedarf es nicht des Sakraments, wenn ein Ritter für den andern gutsagen will und seine Ehre nicht zweifelhaft ist. In dem guten Glauben, daß meine Ehre für voll werde angenommen werden, verbürge ich mich für Klaus Daa, daß das, was er gesagt hat, wahr ist, und dies will ich vertheidigen mit Schwert und Lanze, wann und wo es von mir gefordert wird, und ich will seine Sache zu der meinigen machen und seinen Streit in den Schranken kämpfen, wenn er es zulassen will, denn es scheint mir, daß er zu schwach ist, selbst zu kämpfen. Es schändet Niemanden, krank zu werden, aber ein kranker Mann ist ein zu leichter Gegner für den, welchem nichts Übles widerfahren ist."

Ein lautes Beifallsmurmeln ging durch die Versammlung, als der Schloßhauptmann schwieg. Die öffentliche Stimme, wenn man von dieser hohen Autorität sagen kann,

daß sie damals vorhanden gewesen sei, hatte sich für Klaus Daa und den Schloßhauptmann günstig ausgesprochen. Wie gern auch der König diese Untersuchung fortgesetzt hätte, mußte er sie doch aufgeben, da des Schloßhauptmanns Einschritt und Bürgschaft für Klaus Daa jeden Einwand abschnitt, wenn er nicht das Mißvergnügen dadurch vermehren wollte, daß er auch des Schloßhauptmanns Wort in Zweifel zog. Er gab deshalb seine Einwilligung zu dem Kampf und da Klaus Daa durchaus nicht Torben Oxes Stellvertretung annehmen wollte, so ritten die Gegner in die Bahn in der Ordnung, worin sie kämpfen sollten, Peter Galle zuerst, dann Oluf Björn und zuletzt Tage Thott.

Die Trompeter bliesen und der glückselige Mogens, der unendlich stolz war, seine Rolle als Knappe auszuführen, trat mit wichtiger, doch nicht unbekümmerter Miene vor, als er das schwache, magere Pferd und den bleichen, entkräfteten Ritter betrachtete. Er reichte seinem Herrn eine stumpfe Lanze, zog den Sattelgurt an, sah noch ein Mal nach, ob Zaum und Zügel in Ordnung wären, kurz, verrichtete seine Dienste mit aller Sorgfalt und so langsam wie möglich. Als die Trompeter zum Angriff bliesen, erblaßte er unwillkürlich; als er aber sah, daß das magere Pferd bei diesem Klang den Kopf erhob und die Nüstern aufriß, und daß sein Herr sich kräftig im Sattel aufrichtete und die Lanze mit sicherer Hand schwang trotz seiner augenscheinlichen Entkräftung, nickte er zufrieden mit dem Kopf und faltete dankbar und andächtig die Hände.

Und noch sechs Hände falteten sich in kurzem Gebet an die Vorsehung um einen glücklichen Erfolg für Klaus Daa —

und das waren die der Königin — und Annas — und Adelgundens. Und die letzten blieben gefaltet in ihrem Schooße liegen.

Während die Kämpfer auf der Turnbahn sich tummeln, wollen wir diejenigen beruhigen, welche möglicher Weise glauben dürften, daß Klaus Daa etwas Anderes zu seiner Entschuldigung gesagt habe, als wofür er einstehen konnte, und daß der Schloßhauptmann, um ihm zu helfen, sich für eine Unwahrheit verbürgt habe. Klaus Daas Reise war trotz der Königin Amulet von großem Unstern begleitet gewesen. Er hatte sich mehrmals verirrt und als er bei Nacht durch einen Wald in Holstein ritt, war er in einen tiefen Graben gestürzt und sammt seinem Pferd dem Tode nahe gewesen. Doch erreichte er Bremen glücklich und lieferte dort die Briefe der Königin an den flandrischen Agenten ab, aber auf dem Heimwege ward er krank und lag mehrere Tage im Fieber in einem elenden Dorfe. Sobald er im Stande war, sich auf dem Pferde zu halten, zog er weiter und ritt Tag und Nacht, langte aber doch erst in Kopenhagen an, als die Kanonenschüsse schon den Anfang des Turniers verkündigt hatten. Mogens, der in einem Winkel saß und an den Nägeln kaute, schrie auf vor Freude, die jedoch bald vorbei war, als er Roß und Reiter in so elender Verfassung sah. Aber Klaus Daa brachte wieder Leben in ihn durch einen derben Eidschwur, verlangte Rüstung und Waffen und nun ging Alles hurtig. Ein anderes zum Turnier zugerittenes Pferd zu bekommen, daran war in diesem Augenblick nicht zu denken; auch Mogens starkes, gesundes Pferd taugte nicht, da es ihm an der

Dressur fehlte, worauf beim Ritterspiel so viel ankommt. Es war also nichts Anderes zu thun, als aus der Noth eine Tugend zu machen, um die Ehre zu retten. So kam Klaus Daa, wie wir gesehen haben, in schlimmerem Zustande in die Schranken, als die meisten Anderen sie verlassen, aber mit dem festen Entschlusse, sein Wort als ein Mann zu lösen.

Es war ihm deshalb keineswegs lieb, daß die beiden ersten Gegner mit Rücksicht auf seine offenbare körperliche Schwachheit mehr zum Schein als im Ernst kämpften und nur solche Stöße führten, die er leicht abwehren konnte, so daß diese Kämpfe ganz wie eine freundschaftliche Übung auf dem Fechtboden aussahen.

Jetzt brachten die Knappen zwei scharfe Lanzen, die Trompeter bliesen wieder, Tage Thott und Klaus Daa ritten in die Schranken und auf ein gegebenes Zeichen fuhren sie gegen einander, Jeder auf seiner Seite der niedrigen, rothen Schranke. Die ersten Gänge glichen ganz den früheren; um der Sache ein Ende zu machen, ergriff Klaus Daa die Lanze, schwang sie herausfordernd über dem Kopf und zielte damit gegen seines Gegners Kopf und im Zusammenstoß führte er die Hälfte von dessen Helmbusch mit sich, so daß die Federn rings auf der Bahn umherflogen.

— „Amen! Amen!“ brachen mehrere von den Zuschauern unwillkürlich aus, denn man hatte damals keinen anderen Beifallsruf als dieses biblische Wort. Dieser Ausruf kam so rasch, daß Niemand außer Tage Thott den Klaus Daa zu derselben Zeit sagen hörte: „Nehmt Euch in Acht,

daß Ihr nicht der Narr werdet in diesem Spiel wie in dem vorigen. Laßt es nun Ernst zwischen uns sein!"

Die Losung war gegeben und der Kampf ward ernst. Der Zuschauer Theilnahme, die sich schon etwas abgekühlt hatte, ward wieder erweckt, als sie Blut fließen sahen, denn Klaus Daa hatte einen Lanzenstoß bekommen, der seinen linken Arm verwundete, und Tage Thott blutete von einem Stoße, der ihm die Wange gestreift hatte, indem er den Riemen des Helms zerriß. Als Klaus Daa dies merkte, warf er freiwillig seinen Helm weg und Tage Thott nahm nun auch den seinen ab, wodurch seine blutige Wange und sein von Ärger geröthetes Gesicht sichtbar ward, das einen auffallenden Gegensatz bildete zu seines Gegners Blässe. Die Damen klatschten in die Hände; der alte Ritter Stud sagte zu seinem Nachbar, sie thäten es vor Freude, Blut zu sehen.

Der nächste Zusammenstoß mußte entscheidend sein; Klaus Daas Pferd war sichtbar ermattet, auch er fühlte, daß seine Kräfte schwanden und daß der Blutverlust ihn schwächte. Sein Pferd anspornend, sammelte er dessen und seine eigenen Kräfte für einen entscheidenden Stoß. Sein Gegner hatte dieselbe Absicht und so fuhren sie mitten auf der Bahn im Sprunglauf auf einander los.

Sie hatten Beide gut gezielt. Tage Thotts Lanze traf Klaus Daas Brust, ging durch die Panzerplatten und würde ihn durchbohrt haben, wenn sie nicht abgeglitten wäre von dem Amulet der Königin. Das ermattete Pferd stand still bei diesem Stoß. Harnisch und Wamms waren zerrissen und das Amulet kam zum Vorschein als ein Beweis, ihn gerettet zu haben.

Klaus Daa hatte auch nach seines Gegners Brust gezielt, seine Lanze hatte die Brustplatte in der Mitte getroffen, die so gut gearbeitet war, daß die Lanze an dem harten Stahl zersplitterte. Aber der Stoß war so gewaltig, daß Tage Thott bewußtlos vom Pferde stürzte, das ohne seinen Herrn weiter lief.

Klaus Daa schwang sich wieder auf im Sattel, aus dem er beinahe herausgehoben war. Er hatte gesiegt.

Die Königin hob die Augen gen Himmel mit Dank gegen die Vorsehung, welche durch ihr Amulet des treuen Dieners Leben gerettet hatte. Adelgundens Augen suchten Klaus Daa, aber sie waren zu voll von Thränen, als daß sie hätten sehen können, ob er verwundet sei oder nicht; sie drückte die Hände dicht zusammen und betete. Anna, welche während des Kampfes in der gewaltsamsten Spannung gewesen war, sank zurück, beinahe ohne Bewußtsein, und würde niedergestürzt sein, wenn nicht ihr unglücklicher Liebhaber, Franz Ghemen, sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Der König hatte sich einige Male in die Lippen gebissen, er kämpfte mit sich selbst. Aber der gute Geist erhielt dies Mal die Oberhand und indem er sich an die Richter wandte, sagte er laut: „Klaus Daa hat heute gefochten wie ein braver Edelmann und ich erkenne in ihm seines Vaters Sohn. Er hat es mit Zweien aufgenommen, mit der Krankheit und mit Tage Thott, und er hat Beide überwunden."

Die Kampfrichter verließen ihren Sitz, um sich zu der Königin zu begeben, begleitet von den Herolden und von den Dienern, welche die Kampfpreise trugen. Die Richter

meldeten der Königin, wem sie die Danke zuertheilten, die Herolde riefen des Glücklichen Namen aus, der vor die Königin trat und knieend den Dank empfing, welchen sie ihm reichte; dann bliesen die Trompeter eine Fanfare und die Zuschauer äußerten jedes Mal ihren Beifall durch Klatschen. Auf diese Weise wurden neun verschiedene Preise ausgetheilt. Der Schloßhauptmann war in der Zahl der Glücklichen. Darauf sagte der älteste der Merker: „Es ist noch der Dank übrig, den nach altem Brauch und Herkommen die Merker nicht zuerkennen dürfen, sondern es steht Eurer Hochmächtigkeit frei, ihn dem Ritter zu geben, welchem Ihr denselben vergönnen wollt.“

Die Königin bedachte sich einen Augenblick, es entstand in ihrem Innern ein Kampf zwischen Neigung und Klugheit, in welchem die erstere siegte. Sie sah nieder und nannte Klaus Daas Namen.

Er hatte sich zurückgezogen unter die hintersten Zeugen dieses Auftritts, wo er sich matt gegen die Schranke stützte, während Mogens seinen zerbrochenen Panzer und aufgerissenes Wamms in Ordnung zu bringen suchte. Als die Herolde unvermuthet seinen Namen riefen, war er kaum im Stande, dem Rufe nachzukommen, aber er sammelte noch ein Mal seine Kraft und machte sich auf, obgleich mit wankendem Gange. Um dem Ermatteten die Tritte zu ersparen, welche zu der Erhöhung hinaufführten, ging die Königin ihm rasch drei Schritte entgegen — ungeachtet die Hofmeisterin sie beim Kleide hielt, um Alles zu verhindern, was gegen das Ceremoniel stritt — und stand auf der untersten Stufe still. Hier kniete Klaus Daa und die Königin überreichte ihm

den Dank, welcher in einer goldenen Halskette bestand, indem sie sie ihm selbst über die Schulter warf. Klaus Daa hob das Gesicht in die Höhe, seine Augen strahlten von seligem Glanz und die Königin glaubte in diesem Blicke lesen zu können, daß er seine Sendung glücklich ausgeführt habe; er legte die Hand aufs Herz und senkte das Haupt mit Unterthänigkeit. Keines von Beiden, weder die Königin noch Klaus Daa, sprach dabei die sonst bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Worte. Als er sich vom Knien erhob, war die Königin schon wieder oben unter ihren Damen, welche die Handlung der Gerechtigkeit priesen, welche sie im Namen des schönen Geschlechts verrichtet hatte und welche die Zuschauer mit wiederholten, fast kein Ende nehmenden Beifallsäußerungen aufnahmen.

Mogens rechnete sein ganzes übriges Leben hindurch nach diesem Tage. Alles, was er späterhin erzählte, war entweder vor oder nach dem Tage geschehen, „da wir den harten Kampf gewannen auf dem knochendürren Pferde und unsere Goldkette verdienten, obgleich die ganze Welt glaubte, daß sie uns verspotten könnte als thörichtes und ehrloses Volk.“

Sobald die Ceremonie zu Ende war, zog Klaus Daa sich zurück; es war die äußerste Zeit, denn Anstrengung, Krankheit, Blutverlust und Gemüthsbewegung hatten so seine Kräfte erschöpft, daß er kaum seine Wohnung bei dem Gerber erreicht hatte, als das Bewußtsein ihn verließ und er zum großen Schrecken seines glücklichen Knappen in eine tiefe Ohnmacht fiel.

Es war Adelgunden nicht möglich, länger in diesem Schwarme auszuhalten. Durch die vielen, verschiedenen Gemüthsbewegungen, welche an diesem Tage ihre Brust bestürmt hatten, waren ihre Kräfte erschöpft und der glückliche Ausfall des Kampfes war beinahe mehr, als sie ertragen konnte. Sobald Klaus Daa die Bahn verlassen hatte, vermochte sie ihre Mutter, sie nach Hause zu begleiten, und Frau Anna Arvidstochter war leicht dazu zu überreden, da ihr wißbegieriger Geist schon lange nach besserer Nahrung gedürstet hatte, als die war, welche diese Ritterspiele ihr gewähren konnten.

Das frohe Lärmen, das der Schluß des Turniers und der Preisevertheilung erweckt hatte, schwieg endlich vor den ernsten Tönen der Trompeter, welche den letzten Kampf dieses Tages verkündigten, und als Ivar Lunge und Jörgen Tengnagel in die Schranken ritten mit niedergeschlagenen Helmgittern und gehobenen Lanzen, gekleidet in blanke Stahlplatten vom Kopf bis zum Fuß, schwieg Aller Mund auf eine Weile, während die Augen sich nicht satt sehen konnten.

Man konnte sich nichts Prächtigeres denken als den Auftritt dieser beiden Nebenbuhler. Ihre kostbaren Rüstungen und glänzenden Halsketten, welche mit Edelsteinen geschmückt waren, ihre feurigen Rosse und prächtigen Reitzeuge übertrafen Alles, was man noch hier zu Lande gesehen hatte, und mancher Edelmann konnte Grund haben, dem Rosse Ivar Lunges die goldenen Ketten und Schaumünzen zu mißgönnen, welche es um den Hals hängen hatte, oder

die schönen Straußfedern, welche in dessen Mähne geflochten waren und von dessen Stirn wehten.

Während die vornehmen Zuschauer die prächtigen Ritter mit schweigender Bewunderung oder mit schweigender Mißgunst oder mit schweigender Gleichgültigkeit betrachteten, Jeder nach seiner Besonderheit, war das Entgegengesetzte der Fall bei den Zuschauern auf den bürgerlichen Bänken und hier machten die Gedanken sich Luft in lauten Ausrufen.

— „Alle Heiligen, welche Pracht!"

— „Sage lieber, welche schändliche Verschwendung, Nachbar!"

— „Welche köstlichen Federn! Seht doch!"

— „Jesus, was sieht er herrlich aus!"

— „Solcher Flitterstaat ist nicht für Männer. Was sagt das Sprichwort? Unter dem Putz sitzt manchmal Schmutz."

— „Ja, und was dem Vogel fehlt, das hat er in den Federn."

— „Der Balg ist das Beste am Fuchse und die Federn am Strauß."

— „Die sehen aus, wie Ritter aussehen müssen! Aber Ihr findet nichts hübsch, was Ihr nicht selber haben könnt. Halt Dich wohl, das kleidet Dich wohl, sagt das Sprichwort."

— „Seht, die Pferde haben große Sammtdecken und Straußfedern an der Stirn."

— „Und Goldketten um den Hals, so gut wie die Ritter!"

— „Ob es wohl ein ordentlicher Kampf wird?“

— „Auf Leben und Tod, sagt man. Der Eine soll auf dem Platze bleiben. Sie schlagen sich um Amt und Würden, heißt es, und da wird es wohl scharfe Hiebe setzen.“

— „Na, Gott gebe, daß es so ist.“

— „Ich möchte es auch wünschen. Es ist lange her, daß ich Einen so ordentlich vom Pferde heruntergestochen gesehen habe, außer halb aus Spaß, und das ist doch nicht recht erbaulich.“

— „Ich halte auf Herrn Ivar Lunge. Er wird schon seinen Mann stehen wie ein braver, dänischer Ritter.“

— „Na, betrachte nur den Holländer, er sieht auch handfest aus, er wird ihm nichts nachgeben.“

— „Warum fangen sie nicht an?“

— „Sie leisten einen Eid, daß sie wie ehrliche und christliche Krieger streiten wollen, ohne Falsch und Hinterlist, ohne Finten und Kniffe, ohne Hexerei und Bannen, wie es sich gehört bei solcher Gelegenheit.“

— „Darum steht auch ein Graubruder zwischen ihnen.“

— „Nun sind sie fertig. Seht, sie küssen Beide das Kreuz.“

— „Was mag nur der König zu ihnen sagen?“

— „Ja, das weiß Gott. Ich denke, er sagt, daß sie sich um Amt und Würden schlagen sollen wie Männer und daß der, welcher siegt, sie bekommen soll.“

— „Nun bücken sie sich vor der Königin.“

— „Sie sieht aus, als wäre sie bange, daß ein Unglück geschehe. Sie scheut es, nach den Kämpfern zu sehen,

habe ich bemerkt, sie hat vorher die ganze Zeit über nach dem Baum gegenüber gesehen, um nichts davon wahrzunehmen, wie sie sich unten an der Bahn einander niederhauen und stechen."

— „Es mag wohl auch etwas da sein, wonach sie sieht."

— „Nicht doch, sie will nur die Schlägerei nicht mit ansehen. Aber das ist Thorheit, denn darum sind wir ja hergekommen."

— „Sie soll sanft von Gemüth sein, sagt man."

— „Na, nun nehmen sie die Lanzen, nun wird es bald losgehen."

— „Nun gehen die Andern beiseit. Paß auf, so wie sie nun blasen, werden sie auf einander losfahren. Jetzt grüßen sie einander mit den Lanzen."

— „Die Pferde verstehen sich auf den Rummel, sie sind kaum zu halten. Sieh, wie sie sich bäumen!"

— „Wessen Pferd war das, welches wieherte? Das ist ein gutes Zeichen."

— „Das war Herrn Ivar Lunges Pferd. Es wiehert schon wieder."

— „Paß auf, er gewinnt, wie ich gesagt habe."

— „Nun blasen sie! Zum ersten Male — — — zum zweiten Male — — — zum dritten Male!"

— „Alle Heiligen! Welch eine Fahrt! Wie es donnert im Grund und Boden!"

Die beiden Gegner fuhren auf einander los. Sie machten die ganze Schule durch, schwenkten die Rosse auf einem beschränkten Raum und brachten alle die feinen und

zierlichen Stöße an, welche zu der Kunst gehören, worin sie Beide Meister waren. Aber allmählig nahm ihr Wettstreit einen ernsteren Charakter an. Die kurzen Schwingungen wurden seltener, die langen Läufe häufiger, die Lanzen wurden fester und schärfer geführt und Jeder strebte augenfällig, seinem Gegner einen entscheidenden Stoß beizubringen. Jörgen Tengnagel hatte seinem Feinde eine Feder vom Helm gestoßen, aber gleich darauf raubte Ivar Lunge jenem eine kleine Bandschleife mit der Spitze seiner Lanze. Es war die Farbe seiner Dame, welche Tengnagel auf seinem Helme befestigt hatte. Die Damen klatschten in die Hände.

Sie hatten drei Gänge gemacht, ohne daß Einer über den Andern einen bedeutenden Vortheil sich erworben hätte.

Der vierte Gang begann. Aufs Neue tönte der donnernde Hufschlag. Beide zielten nach den Helmen. Durch eine kleine Kopfbewegung wich Ivar Lunge dem Stoße des Gegners aus, aber Jörgen Tengnagel war nicht so glücklich. Ivar Lunge traf ihn im Helmnetz vor den Augen, so daß der Speer in Stücke sprang. Aber die Lanzenspitze hatte das Visir zerbrochen und blieb fest im Helmnetz hängen. Jörgen Tengnagel richtete sich nach dem gewaltigen Stoße zwar wieder auf im Sattel, aber sein Pferd wurde wie toll von dem Prallstoß, lief gegen Wände und Mauern und stieß seinem Reiter das Stück Lanze noch weiter ins Auge. Der unglückliche Ritter ließ die Zügel fallen und griff nach dem Speerstumpf, um ihn heraus zu ziehen — aber die Hände sanken kraftlos zurück, er stürzte vom Pferde und blieb liegen am Fuß der Mauer.

Ein lauter Schreckensschrei der ganzen Versammlung übertäubte des Unglücklichen Seufzer und den Klang seiner Waffen.

Ehe irgend ein Anderer ihm zu Hülfe kommen konnte, war Ivar Lunge vom Pferde gesprungen und hob seinen gefallenen Gegner vom Boden auf. Aber der Speerstumpf war durch den Kopf gegangen und er sah augenblicklich, daß Rettung unmöglich war. Ritter, Knappen und Waffenträger stürzten in die Bahn, man holte einen Wundarzt aus dem Zelt, aber er schüttelte den Kopf und überließ seinen Platz bald dem Graubrüdermönch, der mit dem Kruzifix in den Händen niederkniete zur Seite des Ritters, den man gegen die Mauer gelehnt hatte und der im Begriff war, seinen letzten Seufzer auszuhauchen unter dem Baum, von dessen Zweigen Dyveke und Anna bedeckt wurden.

Eine tiefe Stille herrschte in der ganzen Versammlung, überall sah man Gruppen, welche den Gefallenen mit schweigender Theilnahme betrachteten. Das geräuschvolle Leben und die festliche Freude waren plötzlich gewichen vor dem Ernst des Todes. Der einzige Laut, den man vernahm, war die tiefe, murmelnde Stimme des Barfüßermönchs, der zur Seite des Sterbenden kniete und ihm die Absolution ertheilte. Es war, als ob alle Anwesenden übereingekommen wären, Jörgen Tengnagel die letzte Ehre zu erweisen und schweigende Zeugen seines Todes zu sein.

— „Requiem aeternam — — —“ sagte der Mönch.

— „Dona mihi, Domine!“ flüsterte der Sterbende mit geschlossenen Augen und kaum hörbarer Stimme.

— „Et lux perpetua — — —“ erklang des Mönchs klare, wohllautende Stimme.

Jörgen Tengnagel antwortete nicht — er hatte seinen letzten Seufzer verhaucht.

— „Luceat illi! — Requiescat in pace! Amen!“

— „Beati mortui, qui in Domino moriuntur.“

Der Mönch blieb ihm zur Seite liegen und las das Gebet für die Abgeschiedenen.

Während dies vorging, hatte die Neugier allmählig Zucht und Ordnung bei den Zuschauern auf den Bürgerbänken überschritten, wo nur die, welche in der ersten Reihe saßen, sehen konnten, was unten dicht an der Mauer geschah. Die Andern reckten sich so weit vor, wie sie konnten, und da das nicht genügte, krochen sie hinüber, Einer über den Andern, so daß sie zuletzt einen dichten Haufen von Köpfen bildeten. Eine Zeit lang hielt die Bank diese vermehrte Last aus, aber endlich gab sie nach und nun entstand eine plötzliche Verwirrung. Der Eine hielt sich fest an dem Andern, Einige schrien, Andere fluchten. Aber da die Bank nicht ganz unter ihnen zusammensank, ward die Ruhe bald wieder hergestellt und ohne daß Jemand zu Schaden kam, kroch Jeder auf seinen Platz zurück.

Dyveke und Anna hatten den tödtlichsten Schrecken ausgestanden. Der dichte Knäuel der Menschenmasse, der von hinten zu ihnen hinkroch, nahm allmählig so zu, daß Gottfried von Ghemen und sein Sohn, die sich möglichst zu wehren suchten, das Gewicht nicht länger ertragen konnten, das auf ihren Schultern lastete, obgleich sie sich an den Zweigen des Baumes hielten, der über die Zuschauerplätze

hin hing. Es wurde wohl ein beschützendes Dach von den niederhängenden Zweigen für die beiden Verschleierten gebildet, aber da die Bank knackte und die Leute aufsprangen, ließen die beiden Beschützer plötzlich die Zweige los und da diese in ihre natürliche Lage zurückschlugen, rissen sie Alles mit sich, was ihnen im Wege war, und Hauben, Hüte und Tücher sah man im Baume hängen. Unter den letzten war auch Dyvekes Schleiertuch, das ihr mit solcher Gewalt vom Kopf gerissen wurde, daß ihre Haarflechten sich auflösten und ihr schönes, langes Haar über ihre Schultern niederrollte.

Da das allgemeine Schweigen durch diesen Lärm unterbrochen wurde, wandten sich Aller Augen unwillkürlich dorthin. Es währte nur ein kleines Weilchen und die Ordnung war wieder hergestellt. Aber zugleich sah sich Dyveke Aller Augen ausgesetzt, mitten auf der Bank, mit den den Nacken hinabwallenden Locken, in ihrer vollen Schönheit, die noch erhöht wurde durch die starke Röthe, welche sich über ihr Gesicht und ihren Hals ergoß.

— „Das ist Dyveke! Das ist Dyveke!“ riefen unzählige, gedämpfte Stimmen von allen Seiten und in demselben Augenblicke suchten durch eine unfreiwillige Gedankenverbindung alle Augen den König, welcher mitten auf dem Altan der Kampfrichter stand, und dann die Königin, deren Aufmerksamkeit ununterbrochen dem sterbenden Ritter gewidmet war.

Der Mönch schlug die Augen in die Höhe, um des Sterbenden Seele der Erbarmung des Himmels zu empfehlen. Sein starrender Blick traf Dyvekes Augen, die sich

beschämt zu Boden senkten, und vor diesem Blick erschreckend, schloß Dyveke die Augen und verbarg das Gesicht in den Händen; sie hatte den jungen Graubruder wieder erkannt, der sie durch den unterirdischen Kanal geführt hatte. Auch der Mönch wechselte die Farbe und ihr Name mischte sich in sein Gebet und störte seine Andacht. — Die Ritter und Waffenträger starrten sie mit Verwunderung an. Der Schloßhauptmann — der in seinem Herzen die Schwachheit verwünschte, die ihn bewogen hatte, Dyvekes Bitten nachzugeben und sie an diesem Feste Theil nehmen zu lassen — der Schloßhauptmann war gleich hinausgeeilt, um die Ausgänge der Bürgerplätze zu öffnen und die Gasse möglichst schnell zu räumen.

Der alte Ritter Stud trat zur Hofmeisterin hin und flüsterte: „Meine edle Dame! Jetzt haben wir nicht länger nöthig, den Schloßhauptmann zu fragen, wo er sie versteckt hat. Der Königin gerade gegenüber! Bei meiner Ehre! Er hätte sie lieber Ihro Gnaden zur Seite setzen sollen. In welchen Zeiten leben wir!"

— „Das ist eine unerhörte Frechheit," antwortete Frau Meinstrup mit erhobener Stimme. „Ich hoffe, daß der, welcher es verschuldet hat, seinen Lohn dafür bekommen wird. Hier wäre Langmuth wirklich Sünde."

— „Gewiß, meine edle Dame," sagte der Ritter mit Salbung.

Die Königin hatte noch immer die Augen auf den Todten gerichtet, für dessen Seele sie ein warmes Gebet gen Himmel sandte. Ihre Andacht hatte sie abgehalten, die kleine Störung zu bemerken, welche ihrer Aufmerksamkeit

vielleicht ganz entgangen wäre, wenn nicht die aufgebrachte Hofmeisterin plötzlich vor sie hingetreten wäre mit den heftigen Worten: „Da ist die abscheuliche Kreatur! Da! Euer Gnaden gerade gegenüber!“ — Und als die Königin nicht gleich den Sinn dieser Worte faßte, fügte sie laut und deutlich hinzu, indem sie mit der Hand auf das unglückliche Opfer ihrer Erbitterung hinzeigte: „Da steht Dyveke! Das hat sie sich unterstanden.“

Als die Königin diesen Namen hörte, erblaßte sie. Ihre Augen folgten der angegebenen Richtung und entdeckten die schöne Dyveke, wie sie im Begriff war, sich dem Blick der Menge zu entziehen durch einen Schleier, welchen eine gutmüthige Hand ihr half, über ihr verweintes Gesicht und ihr wallendes Haar zu breiten. Die Königin war nicht im Stande, ihre Augen von dieser reizenden Erscheinung wegzuwenden; allmählig stieg Röthe in ihre Wangen und ihre Augen verdunkelten sich von hervorbrechenden Thränen. Sie wandte sich um nach Birgitte Bryske, langsam genug, um mit den Augen den König zu suchen, der noch auf dem Altan der Kampfrichter stand. Aber des Königs Augen, denen zu begegnen ihr in diesem Augenblicke ein Trost gewesen sein würde, waren unverwandt auf Dyveke gerichtet. Da lehnte die Königin den Kopf gegen die Schulter ihres Hoffräuleins und brach in Thränen aus.

Weit entfernt, die Gemüthsbewegung der Königin zu verbergen, that die Hofmeisterin Alles, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Und es glückte ihr vollkommen. Aber mitten unter diesen Bestrebungen fielen ihre Augen auf den König, der sie während dessen mit einem Blicke

betrachtete, der das Blut in den Adern der erbitterten, alten Dame erstarren machte und ihr die Besinnung zurückgab. Und ungeachtet ihres harten Charakters bebte sie, als sie die Königin begleitete, welche gleich darauf sich fortbegab nebst ihren Jungfrauen und vielen adeligen Damen und Herren.

Kurz vorher hatte Gottfried von Ghemen sein Ansehen unter den Bürgern benutzt, die weinende und beinahe ohnmächtige Dyveke unter seinen Schutz genommen und sie und Anna aus der gaffenden Menge weggebracht, welche, von den Anhängern der Geistlichkeit aufgehetzt, Schimpfworte murmelte gegen des Königs Buhlin und ihre Thränen verspottete. Anna war nahe daran, vor Scham und Schreck zu Boden zu sinken, und ohne Franz Ghemen, der sie mit seinem Arm unterstützte, hätte sie Sigbrits Wohnung schwerlich erreicht.

Der König hatte einige höchst peinliche Augenblicke zugebracht. Mitten auf dem Altan der Kampfrichter stehend, war er den Blicken Aller ausgesetzt gewesen, welche unaufhörlich von Dyveke zur Königin und von der Königin zu ihm flogen. Die Adern schwollen ihm an der Stirn, die Augen blitzten, die Hände schlossen sich krampfhaft um das Gitter des Altans, während er sich wiederholentlich in die zusammengepreßten Lippen biß. Was in dieses heftigen Mannes Seele dabei vorging, läßt sich leicht denken. So blieb er stehen, umgeben von den Merkern, welche gleich dem König wie leblos dastanden. Man konnte glauben, sie hätten noch ein Urtheil und zwar ein Verdammungsurtheil zu fällen. Als endlich sowohl die Königin wie Dyveke fort waren, wandte sich der König plötzlich um und

verließ rasch den Altan mit seinem Gefolge. Überall, wohin er kam, wich die Menge aus, erschreckt von seinem in der Runde kreisenden, wüthenden Blick, der Tod und Untergang verkündete. Selbst das Pferd schauderte, als er es bestieg, um nach dem Schlosse zurück zu reiten, und dies geschah nicht mit der gemessenen Würde, womit der Zug das Schloß verlassen hatte, sondern in einem so hurtigen Trabe, daß die Funken aus den Steinen flogen.

Die Zuschauerbänke wurden allmählig leer und die Menge verließ die Carousselbahn unter stillen Gesprächen über die Vorfälle. Alle waren mehr oder weniger ergriffen von einem unheimlichen Gefühl und selbst die Blutgierigsten beklagten Ritter Tengnagels kläglichen Tod.

Der Schwarm verlor sich allgemach in den Gassen und Alles kehrte weit früher, als man hätte erwarten sollen, zur gewohnten Ordnung zurück.

Die Letzten, welche die Bahn verließen, waren die Waffenträger, welche auf ihren Schultern Jörgen Tengnagels in einen Mantel gehüllte Leiche forttrugen. Der Mönch ging zur Seite und sprach unablässig Gebete für den Abgeschiedenen. Voran ritten die Trompeter, welche auf ihren Instrumenten Trauerweisen spielten. Des Ritters Streithengst mit seinem Schild und seiner Fahne ward vorangeführt. Ivar Lunge und mehrere vom Adel folgten dem Gefallenen mit trüben Mienen. So bewegte sich der Zug langsam durch die Gassen und hiermit war der letzte Auftritt dieses frohen und betrübten Festes geschlossen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.